
UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY
NUMEN
LUMEN

Ausgewählte Schriften

von

Ch. Heinr. Spieß.

In zwanzig Bänden.

Dritter Band.

Biographien der Selbstmörder.

Erster Theil.

Nürnberg,
George Winter.
1841.

Biographien

der

Selbstmörder.

Von

Ch. Heinr. Spieß.

Erster Theil.

Nürnberg,
George Winter.
1841.

Karl und Kätchen.

Lange schon hatte sich Jakob, ein Bauer zu M., mit seinem Weibe ehrlich und redlich genährt. Zweimal wurde er im Kriege geplündert, und einmal brannte sein ganzer Hof ab. Sein unermüdeter Fleiß, seine mehr als bäuerische Industrie half ihm aus jedem dieser Unglücksfälle immer wieder heraus. Aber nun kam das Alter, seine Kräfte nahmen ab, er mußte wochenlang das Bett hüten und seine Wirthschaft Miethlingen anvertrauen. Ein Hagelwetter verheerte seine Fluren, zwei schreckliche Mißjahre nöthigten ihn, Schulden zu machen, und sein Gütchen zu verpfänden.

Er war traurig, wenn er an seinen Zustand dachte, er weinte, wenn er Interessen zahlen sollte, nicht zahlen konnte, und neue Schulden machen mußte. Sein einziges Kind, ein schönes, liebes Mädchen, vermochte es allein noch, ihn in Stunden der Trübsal zu trösten. Ich will mir, sagte sie immer, einen guten, fleißigen Mann wählen, wir wollen dann miteinander Tag und Nacht arbeiten, euch aus euern Schulden reißen, und ihr sollt noch viele und ruhige Tage zählen. Bald hernach warb

ein reicher Bauerssohn um ihre Hand. Er kann euch retten, sagte die Holde, und ob er mir gleich nicht gefällt, so will ich ihn doch nehmen! Wird er der Wohlthäter, der Versorger meines Vaters, so wird meine Liebe gewiß nicht ausbleiben.

Die Zeit der Verlobung war schon festgesetzt, als der Monarch seine Truppen vermehrte, neue Regimenter errichtete, und auch in Jakobs Dorf Soldaten zu stehen kamen. Es war Sonntag als eine halbe Eskadron Dragoner in diesem Dorfe einrückte, und sogleich dem eben anfangenden Gottesdienste beiwohnte. Ein schöner junger Korporal stand Kätchen gegenüber, schlank wie ein Rohr stand er da, seine lebhafte Farbe hatte die Morgenluft um Großes erhöht, und wer ihn sah, der flüsterte seinem Nachbar zu: das ist ein schöner Mann! Sein Blick schweifte unter den Töchtern des Dorfs umher, und blieb an Kätchens schönen Augen hangen. Sie sah es und fühlte zum Erstenmale die Gewalt, die Macht der Liebe. Karl, so hieß der Korporal, sah ihr glühendes Gesicht, ihr großes Auge, in dessen brechendem Blicke die Liebe zitterte, er sah es und fühlte ein Gleiches. Man spotte nicht, man halte es nicht für romanhaft, wenn ich noch hinzusetze, daß Kätchen und Karl sich schon in diesem Augenblick ewig zu lieben, nie zu verlassen versprachen. Die heftigste Liebe ist oft, ich möchte beinahe sagen, ist stets das Werk eines Augenblicks. Ein Blick, mit dem

man sich begegnet, ein Händedruck, ein Wort ist nicht selten der erste, einzige und festeste Bund, der zwei harmonirende Seelen auf ewig verbindet.

Oft sah ich Jahre lang ein Mädchen mit einem Manne im täglichen Umgange leben, Keines von Beiden dachte, Keines von Beiden forderte Liebe. Ein einziger beredter Blick, mit dem sie sich ungefähr begegneten, traf ihr Herz, erfüllte ihre Seele, und sie waren auf immer versunken in Liebe. Dieser Blick, der dort erst nach Jahren wirkte, wirkte hier gleich. Kätchen gieng schwermüthig und traurig nach Hause. Das ländliche Mahl schmeckte ihr nicht, sie klagte über Kopfweh und schlich nach ihrer Kammer. Ihr Vater kam besorgt zu ihr.

Jakob. Tochter, dir fehlt etwas!

Kätchen. Nichts, lieber Vater! Mein Kopf ist so eingenommen. Ich bin krank!

Jakob. Und Görge ist unten! Soll er heraufkommen?

Kätchen. Nein! Nein! daß ihr's nur wißt, Vater, ich kann Görgen nicht heirathen!

Jakob. Nicht? und hast's schon versprochen. Ich habe mein Wort gegeben.

Kätchen. Ihr könnt mich zwingen, aber ich werde unglücklich seyn! ich werde sterben!

Jakob. Ueberlege, was du sagst. Ist's dein vollkommener Ernst?

Kätchen. Ja, lieber Vater, ja! Macht mich nicht unglücklich! (sie weinte.)

Jakob. Weine nicht! du bist mein einziges Kind! Eher ich als du! Mein Gütchen kann ich abgeschätzt, meine väterliche Habe verkauft, aber dich nicht unglücklich sehen!

Kätchen. Gott wird euch auf eine andere Art helfen!

Jakob. Ich wünsche es, und bitte ihn darum. Doch Görge wartet; ich will ihm deinen Entschluß sagen, ihn abfertigen, damit er dich nicht mehr plagt.

Kätchen. O, Gott vergelte es, lieber Vater!

Jakob gieng, und Kätchen sprang an's Fenster, um zu sehen, wenn Görge fortgieng. Er schlich brummend fort, als er ihren Entschluß hörte. Mit seinem Abschiede verschwand auch Kätchens Kopfweh. Hoffnung schlug laut in ihrem Herzen, klopfte hoch in ihrem Busen. Der schöne Korporal gieng vorüber. Welch' ein Unterschied zwischen ihm und Görgen! Sie hatte diesen nie geliebt, ihr war's gleichgültig, wenn er kam, angenehm, wenn er fortgieng; aber wie Karl hinter den dunkeln Aesten der hohen Hauslinde verschwand, da zitterte eine Thräne in ihrem Auge. Görgen hatte sie noch keinen Kuß verstattet, aber Karl'n hätte sie in diesem Augenblicke tausende gegeben, wenn er nur einen verlangt hätte. Sie rang nach Luft und lief in's Freie. Es war ein herrlicher, Liebe

gebender und Liebe fordernder Abend. Die Sonne sank eben über die Berge hinunter. Lacht nicht über das liebetrunkene Mädchen! Sie sah in diesem majestätischen Bilde ihren Karl, wie er vorhin mit allen Reizen der Liebe vorüberzog, und nach und nach unter den Linden verschwand. Die Vögel sangen ihr Abendlied, und sie hörte Karl's harmonische Stimme in der Kirche. Ein kleiner Wind bewegte die Blätter der Bäume, und schüttelte ihre Aeste; sie sah es, und erinnerte sich, wie die Zugluft vor Kurzem mit Karls schönen Haaren spielte. Das Abendroth glich seiner feurigen Wange, und der schlanke Birnbaum seinem Wuchse. Mit diesen Bildern erfüllt schlenderte sie das Dorf auf und ab, blickte jeden Soldaten erröthend an, suchte ihren Karl und fand ihn nicht. Wo muß er wohl seyn? dachte sie. Wenn er jetzt bei einem andern Mädchen säße? eben jetzt seine Arme um sie schlänge, ihr den ersten Kuß raubte, und den andern freiwillig empfienge? Weg war das Bild der untergehenden Sonne, sie hörte nicht mehr das Spiel der Winde, sah nur Karl'n in den Armen einer Andern. Ihr Kopfweh erneuerte sich, ihr Herz schlug heftig, Thränen traten in ihr noch immer suchendes Auge. Sie eilte zurück, und sah nicht, daß Karl ihr nacheilte.

Karl. Wohin so eilend, schönes Mädchen?

Kätchen (erschrocken und freudig). Ich! ich — —

Karl. Diesen Morgen bemerkte ich dich in

der Kirche. Du verschwand'st aus meinen Augen, und nun suche ich dich im ganzen Dorfe.

Kätchen (die nur sah, nur hörte, nur fühlte). So vieler Mühe bin ich wohl nicht werth.

Karl. O wenn du wüßtest, wie viel du in meinen Augen werth bist! du bist schön, wie ein Engel!

Kätchen (sich ganz vergessend). O wäre ich nur halb so schön, wie Er!

Karl. Ich habe schon viele Mädchen in der Welt gesehen, aber keins, das dir gleicht, keines, das mich auf den ersten Anblick so fesselte.

Kätchen. Ich muß wohl gehen!

Karl. Warum? Ich habe so viel mit dir zu reden! Weile nur noch ein wenig!

Kätchen. Ich möchte wohl noch bleiben, aber wenn es die Leute sehen, daß ich mit einem Soldaten spreche, so komm' ich gleich in's Gerede.

Karl. O das ist traurig! Darf ich dich nicht wenigstens besuchen?

Kätchen. Ich weiß nicht, ob sich's schicken wird.

Karl. Wo wohnt denn dein Vater?

Kätchen (sehr beredt). Mein Vater? dort in dem gelben Hause, bei den großen Linden. Unter den Linden stehen ein paar Bänke, da sitzt sich's Abends recht schön! Die Linden blühen jetzt, riech' Er nur, man riecht sie bis hieher.

Karl. Nun so will ich mitgehen, wir wollen

uns dort ein wenig niedersetzen und miteinander plaudern.

Kätchen. Das geht wohl auch nicht; aber wenn Er meinen Vater besuchen will, der liebt die Soldaten, und schwätzt gerne vom Kriege.

Sie hüpfte fort, und sehr natürlich war's, daß Karl ihr nacheilte. Er machte noch an dem nämlichen Tage mit ihrem Vater Bekanntschaft, und vertauschte noch in der nämlichen Woche sein bequemeres Quartier mit Jakobs Wohnung. Nun sahen sich die Liebenden alle Tage. Karl erklärte sich näher, und Kätchen verstellte sich nicht länger. Beide liebten sich außerordentlich, ihre Seelen harmonirten, sie dachten, handelten und fühlten gleich.

Wenn Karl'n nicht der Dienst verhinderte, so half er an der Seite seines Kätchens im Felde arbeiten, und obschon seine weiche Hand der Arbeit nicht gewohnt war, so gab ihm doch die Alles vermögende Liebe Kraft und Stärke, daß er mehr als ein Knecht verrichtete, und Jakob also auch einen Taglöhner entbehren konnte. Der redliche Alte fühlte mit seinem Weibe dankbar diese Hilfe, und suchte es Karln so viel als möglich in Worten und Werken zu vergelten. Aber ein Kuß von Kätchen vergalt's ihm reichlicher, als alle Wohlthaten ihrer Eltern.

Schon war der Herbst halb verflossen, die Scheuern gefüllt, als Jakob mit seinem Weibe in's benachbarte Dorf zu einer Kirmes geladen wurde.

Kätchen sollte mitgehen; aber ein erdichtetes Kopfweh befreite sie von dieser Lustbarkeit, die Karl nicht mit ihr theilen konnte.

Arm in Arm saßen sie Abends im dunklen Zimmer, versanken in Liebe, küßten sich unschuldig und rein, und machten Plane in die Zukunft, wie sie ihren Eltern ihre gränzenlose Liebe entdecken, einander heirathen und ewig glücklich leben wollten. Schon lange hatte das aufmerksame Auge des Vaters ihre Liebe beobachtet, er wollte seiner Sache gewiß seyn, und schlich sich von der Kirmes weg. Unbemerkt trat er in die Stube, unbemerkt hörte er lange ihrem Gespräche zu.

Jakob (hervortretend). Kätchen! geh' doch einmal zum alten Michel, er soll morgen dreschen kommen.

Kätchen. Jesus! Vater! seyd Ihr da, schon lange? Wo ist denn die Mutter?

Jakob. Wird schon nachkommen. Geh' nur geschwind, geh'.

Kätchen gieng zitternd und erschrocken fort. Jakob schlug Licht an, stellte es auf den Tisch, und setzte sich dem verwirrten Karl gegenüber.

Jakob. Nun, hat Er mir nichts zu sagen?

Karl. Lieber Vater — —

Jakob. Nur weiter!

Karl. Ihr habt uns behorcht?

Jakob. Behorcht? Dachte gar! Diese Stube

da ist mein. Ich bin nicht gewohnt, anzuklopfen, ich gehe gerade zu.

Karl. O zürnt nicht mit Eurer Tochter! laßt ihr's nicht entgelten!

Jakob. Ich bin ein guter Vater! Er ist nun schon ein halb Jahr bei mir im Quartiere, wird nicht sagen können, daß ich sie je unschuldig, je zu hart gestraft hätte!

Karl. Das weiß ich, aber — —

Jakob. Er hat Etwas auf dem Herzen, pack' Er nur aus!

Karl. Ihr wißt ja Alles!

Jakob. Ich weiß nichts, aber erzählen will ich ihm etwas. Mein Vater, Gott hab' ihn selig! es war ein kreuzbraver, wackerer Mann, und was er sagte, das konnte man für's Evangelium nehmen. — Mein Vater also sagte mir einmal: Jakob, wenn du eine Tochter bekommst, so hüte sie vor allen Männern, vorzüglich aber vor Soldaten, die Herren sind's Zehren auf Regimentskosten gewohnt, sie verführen die Mädchen wie der Blitz, machen sie und ihre Eltern unglücklich, fluchen dem jammernden Vater, der winselnden Mutter die Ohren voll, und ziehen weiter! — Sag' Er mir einmal, hat mein Vater nicht die Wahrheit gesagt?

Karl. Nein, lieber Alter, nein!

Jakob. Das Gegentheil wird Er mir schwer weisen.

Karl. Es giebt unter den Soldaten viele

ehrliche, redliche Männer, und in jedem andern Stande Schurken und schlechte Kerls. Aber ich spreche jetzt nicht für meinen Stand, ich spreche für mich.

Jakob. Will's gerne anhören.

Karl. Mein Vater ist ein reicher, wohlhabender Bürger in der Reichsstadt N**, er ließ mich als seinen einzigen Sohn, nicht seinem Stande gemäß, sondern vornehm erziehen. Ich mußte studiren und sollte seiner Absicht nach ein großer Herr werden. Als ich auf die Universität zog, starb meine Mutter, und mit ihr mein ganzes Glück. Mein Vater heirathete, von Liebe geblendet, ein junges, ausschweifendes Mädchen, die aus eigennützigen Absichten sein Herz, seine Liebe mir stahl. Er berief mich nach Hause, warf mir jeden Pfennig vor, den ich ihn wider meinen Willen gekostet hatte. Ich schimpfte in der Hitze auf meine Stiefmutter, und er verstieß mich aus seinem Hause. Verzweiflung rang in meinem Innersten, und ich ließ mich bei den Truppen Eures Monarchen anwerben. Ich habe auf sechs Jahre kapitulirt, diene schon im fünften Jahre treu und ehrlich, bin Unteroffizier geworden, besitze die Liebe meiner Untergebenen, die Achtung meiner Vorgesetzten. Ich kam hieher, sah Eure Tochter in der Kirche, liebte sie von diesem Augenblicke, werde sie immer lieben. Macht mich ganz glücklich, gebt mir Eure Tochter zum Weibe!

Jakob. Herr, Er verlangt viel! Er verlangt mehr, als ich geben kann. Kätchen ist mein einziges Kind, ihrer Mutter Augapfel und mein Herzblatt. Ich habe mich ihr zu Liebe wacker gewehrt, meine Kräfte verschwendet, mehr, als Menschen tragen können, gearbeitet, um mich aus mancherlei Unglück zu reißen, ihr einst ein väterliches Erbtheil hinterlassen zu können. Aber ich habe zu viel unternommen; meine Kräfte schwinden, meine Hände sind erstarrt, ich muß Knechte halten, und doch geht meine Wirthschaft krebsgängig. Schon drücken mich Schulden, und geht's so fort, so werde ich bald ausgewirthschaftet haben. Soll ich nun die einzige Hoffnung, den einzigen Trost meines Alters in ein fremdes Land fortziehen, von Allen verlassen, mein Gütchen verkauft, mich und mein altes Weib am Bettelstab sehen, und nicht einmal überzeugt seyn, daß mein Kind wohl versorgt sey. Herr, Er ist ein ehrlicher Mann, mit Ihm kann ich offenherzig reden! Ich machte mir bisher immer Hoffnung, daß meine Tochter einen Mann wählen würde, der mir mit einigen Hundert Thalern helfen könnte. Es wäre auch schon geschehen, wenn Er nicht dazwischen gekommen wäre. Jetzt steh' ich in Gefahr, verklagt zu werden, weil sie einen reichen Bauerssohn, dessen Schuldner ich bin, verworfen, Seinetwegen verworfen hat.

Karl. Vielleicht kann ich wieder gut machen, was ich verschuldet habe. Ich will morgen an

meinen Vater schreiben, ihn dringend um vierhundert Thaler als mein einziges Erbtheil bitten. Ich will meiner Stiefmutter schreiben, mich gegen sie reversiren, daß ich ihr und ihren Kindern für diese Summe mein ganzes Erbrecht abtrete, nie mehr einen Pfennig verlange. Ich hoffe gewiß, daß ich dies Geld erhalte. Wollt Ihr mir dann noch Eure Tochter verweigern?

Jakob. Noch, denn nehm Er mir's nicht übel, Er bleibt immer Soldat.

Karl. Auch will ich als solcher Eure Tochter nicht heirathen, kann sie, ohne Verlust meiner Kapitulation, nicht heirathen. Ich will die anderthalb Jahre ruhig ausharren, Euch, so gut ich kann, in der Wirthschaft helfen, wie Jakob um seine Rahel dienen, und nicht eher öffentlich um ihre Hand werben, als bis ich diesen Rock abgelegt habe.

Jakob. Je nun, Herr, wenn's so ist, so, so — — Geb' er mir die Hand! ich habe Ihn gerne, mein Weib liebt ihn, mein Mädchen ist gar in Ihn vernarrt. Es thut mir weh, daß ich Bedingungen machen muß, aber man muß doch weiter denken. Topp! such' Er seiner Stiefmutter nur zweihundert Thaler abzulocken, die drücken mich am meisten, und dann soll Er meine Tochter und mit ihr mein Gütchen erhalten. Wenn Er fleißig arbeitet, und Ihn Gott vor Unglück bewahrt, so kann Er sich redlich darauf nähren.

Karl. O lieber Mann, Ihr macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen. Ich will Heute noch schreiben! — O, wenn Kätchen kommt, wenn sie hören wird! — — die Freude! o dies Vergnügen! — —

Jakob. Still, sie kommt.

Kätchen. Vater, Michel kann nicht kommen, er ist krank!

Jakob. Der arme Teufel! Wie geht's denn dir mit deinem Kopfweh?

Kätchen. Etwas besser, lieber Vater!

Jakob. Was stehst du denn dort im Winkel? komm' doch näher. Sag' mir einmal, du siehst ja aus, als ob du kein gutes Gewissen hättest!

Kätchen. Vater!

Jakob. Als wenn du Vater und Mutter betrogen!

Kätchen. Ach Gott!

Jakob. Und mit einem Soldaten auf und davon gehen wolltest!

Kätchen (weinend). Das ist nicht wahr, lieber Vater! er will sich vom Soldatenleben losmachen, will bei Euch bleiben, Euch fleißig arbeiten helfen.

Jakob. Wer denn? wer?

Karl. Quält das gute Kind nicht so; Kätchen, wir werden glücklich seyn! dein Vater billigt unsre Liebe! —

Kätchen. Ach guter Gott! lieber, gold'ner Herzensvater! ist's wahr? kann ich mich freuen?

Jakob. Nun, nun, ganz gewiß ist's noch nicht, aber mit Gottes Hilfe soll's, glaub' ich, schon gehen.

Kätchen. Ach großer Gott! ach Vater! ach! Ich weiß nicht, was ich vor Freuden sagen soll! Tausend, tausend Dank! O lieber Karl, ich dein! ewig dein! O mein armes Herz, lieber Vater! Ich kann's Euch nicht vergelten! Komm', Karl, lasse uns ihm danken!

Beide Liebende sanken nun zu den Füßen des alten Mannes. Er sah die Freude in ihrem Gesichte glänzen, hörte ihr Stammeln, und ward gerührt! Gott segne Euch, sagte er, und große Tropfen rollten über seine Wangen, er hat Euch für einander geschaffen, er wird auch für Euch sorgen! — Steht auf, Kinder, ihr macht mich zu weich. Ich will wieder zurück, will's meiner Alten erzählen, daß ich ein Paar verlobt habe. Ich steh' Euch dafür, sie hat nichts dawider!

Er gieng, noch immer begleitet von Dank und Segenswünschen der Liebenden. An der Thüre blieb er stehen. Herr Korporal, sagte er lächelnd, ich laß' Ihn mit meiner Tochter allein, ich setze großes Vertrauen in Ihn! — Das ich nie mißbrauchen werde, erwiederte dieser.

Nun waren die Liebenden allein. Einige Stunden verflogen, ganz dem Entzücken, ganz der Em-

pfindung des nahen Glücks gewidmet. Endlich schrieb Karl an seinen Vater, an seine Stiefmutter, und trug am folgenden Morgen den Brief selbst auf die Post. Dir ganze Familie lebte in Erwartung einer guten Antwort ruhig und zufrieden. Jakob vertröstete bis dahin seinen dringendsten Gläubiger, und versprach ihm in sechs Wochen sichere Bezahlung.

Ehe diese noch verflossen waren, kam Ordre, daß die Eskadron, bei welcher Karl stand, sich zum Stabe nach der Hauptstadt des Landes ziehen sollte. Karl trauerte und sein Mädchen weinte Tag und Nacht. Er bat um Urlaub, aber es wurde ihm verweigert! Die Stunde des Abschieds rückte heran. Kätchen stand weinend vor ihm, und die alten Eltern saßen traurig im Winkel.

Jakob. Ist mir's doch, als mein Sohn fortreiste!

Anna. Wir waren Seiner schon so gewohnt!

Jakob. Freilich. Nun schreib Er nur oft, das Jahr wird auch vergehen. Sey stille, Kätchen, denk an die Zeit des Wiedersehens!

Kätchen. Ach es ist nur gar zu lange, wer weiß, ob ich ihn wieder sehe!

Jakob. Das wolle Gott nicht! Wie gesagt, schreib Er nur oft.

Karl. Das werde ich gewiß thun! Und wenn ich Geld von meinem Vater erhalte, so will ich's gleich schicken. Aber, lieber Vater, laßt mich

jetzt das Schlimmste denken, wenn nun mein Vater sein Ohr vor meinem Flehen verstopfte, wenn ich nun kein Geld erhielte — —

Jakob. Da stünd's übel mit uns! —

Kätchen. Da sollte ich vielleicht gar meinen Karl vergessen, verlassen! Nein, Vater, das könnt Ihr nicht verlangen!

Jakob. Werd's auch nie verlangen! — — dann wird uns Gott auf eine andere Art helfen!

Karl schied. Kätchen war trostlos, und ihre Eltern konnten sie nur weinend trösten. Nur dann herrschte Freude im Kreise der Familie, wenn ein Brief von Karln ankam, wenn er schrieb, daß er sich Tag und Nacht nach seinem Mädchen sehne, Tag und Nacht an sie denke, sie nie vergessen werde! Bald wurde auch diese seltne Freude in doppelten Kummer verwandelt. Karl schrieb, daß er von seinem Vater eine äußerst harte Antwort erhalten, sich von dieser Seite keine Hoffnung auf Geld machen könne. Er habe nun an eine alte Muhme geschrieben und glaube, bei dieser eher seinen Zweck zu erreichen.

Der ehrliche Jakob suchte überall Hilfe, aber er fand keine, und sah sich bald hernach vor Gericht angeklagt. Seine übrigen Gläubiger erwachten auch, und alle Forderungen beliefen sich auf vierhundert Thaler. Zahlen konnte er nun noch weniger, als vorher, sein Gütchen wurde daher öffentlich feilgeboten.

Wenn du mir deine Tochter giebst, sagte Görge oft zu ihm, so will ich dich retten; aber Jakob schlug dies Anerbieten trotzig aus, und wollte lieber auf seine alten Tage ein Bettler werden, als seine Tochter an einen hartherzigen Schurken verheirathen, der helfen konnte, und nur aus so eigennützigen Absichten helfen wollte.

Karl wurde durch Kätchen von Allem benachrichtigt. Er rang, wie ihr Vater, nach Hilfe, und schickte unterdessen Hoffnung und leeren Trost.

Schon war der letzte Tag der künftigen Woche zur dritten und letzten Lizitation von Jakobs Gute bestimmt, schon drängten sich Käufer mancher Art hinzu, untersuchten das Haus, visitirten den Boden, und sprachen laut von dieser und jener Veränderung, die sie vornehmen wollten. Jakob sah dieses Alles, hörte sein armes Weib jammern, und sagte im Zorne zu Kätchen: Du bist Ursache unseres ganzen Unglücks, hättest du Görgen geheirathet, so würde ich nicht aus meinem Hause gejagt, müßte nicht in meinen alten Tagen zum Bettler werden. Ich will dir's nicht vorwerfen, aber es wird dir schwer werden, dies Alles bei Gott zu verantworten!

Kätchen fühlte diesen Vorwurf in seiner ganzen Stärke, und beschloß in diesem Augenblicke, sich für ihre Eltern aufzuopfern. Aber vorher wollte sie Karln noch einmal sehen, Rettung, Hilfe von

ihm fordern, und wenn er sie nicht geben könnte, auf ewig von ihm scheiden.

Sie reiste am andern Morgen mit Einwilligung ihrer Eltern ab, und kam am dritten Tage schon nach der Hauptstadt. Ein Zufall ließ sie ihrem Karl auf der Gasse begegnen. Er nahm sie in seine Arme, und ließ ihr in einem abgelegenen Wirthshause ein Zimmer öffnen.

Karl. Was bringst du mir, liebes, trautes Mädchen?

Kätchen (weinend an seinem Halse, in seinen Armen liegend). O lieber Karl! ich vermag's nicht zu sagen! — Künftige Woche wird meines Vaters Gut verkauft! Hast du keine Hilfe?

Karl. O Gott!

Kätchen. Hat dir deine alte Muhme noch nicht geantwortet?

Karl. Leider ja! sie möchte gerne helfen, aber sie vermag's nicht.

Kätchen. So steh' uns Gott bei! So muß ich — —

Karl. Was mußt du?

Kätchen (ihr Gesicht verbergend). Dich lassen, Görgen heirathen!

Karl. Du? Kätchen! Du mir untreu werden?

Kätchen. Soll ich meine Eltern aus ihrem Hause gejagt, verstoßen sehen? Soll ich sehen, wie sie betteln gehen, und ihr schwarzes Brod mit

Thränen essen? Soll ich ihre bittern Vorwürfe hören, und nicht antworten können?

Karl. O Kätchen, du machst mich unglücklich!

Kätchen. Das weiß ich; aber bin ich nicht noch unglücklicher als du?

Karl ras'te, wüthete, sann nach Hilfe, endlich fiel ihm ein Gedanke zur möglichen Rettung ein. Warte hier ein wenig, sagte er zu Kätchen, ich will noch einen Versuch wagen. Gestern Abends traf ich einen Kaufmann aus meiner Vaterstadt hier an, er freute sich außerordentlich, mich zu sehen, nahm mich mit in sein Logis, und traktirte mich herrlich. Ich will mit ihm reden, vielleicht streckt er mir die Summe auf mein Erbtheil vor, da er meinen Vater kennt, und sicher ist, nichts dabei zu verlieren. Karl gieng und Kätchens Herz schlug mit Hoffnung erfüllt.

Der Kaufmann hörte Karls Bitte, bezeigte sein Mitleid und bedauerte von Herzen, daß er nicht so viel Geld bei sich habe, auch diese Summe auf so lange und ungewisse Zeit nicht entbehren könnte.

Nun war er ganz hoffnungslos. Keine Rettung! keine Hilfe! Er wankte fort, und sehr wahrscheinlich beschloß er auf diesem Gange die nachfolgende schwarze That. Der Gedanke, das liebe, gute und eben durch ihren Entschluß noch mehr verherrlichte Mädchen auf ewig zu verlieren, war ihm unerträglich; sie zu besitzen, nie zu ver-

lassen, der einzige Gedanke, der sich seines Herzens ganz bemächtigte, der sich ganz an seine Seele kettete, und jede Vorstellung der Vernunft unterdrückte. Mit diesem Entschluß bewaffnet, trat er auf seines Mädchens Zimmer. Noch wußte er vielleicht nicht, wie er die That beginnen, wie er sie ausführen sollte, aber schon nahm er sie als möglich zur Ausführung an. Sey gutes Muths, der Kaufmann hat mich um 11 Uhr wieder bestellt, und, wenn's ihm ein hiesiger Wechsler creditirt, so will er mir die Summe vorstrecken. Kätchens Freude war ohne Grenzen, sie hüpfte, lachte, scherzte, und zankte mit ihrem Karl, der sich nicht mit ihr freuen wollte. Er ließ Wein bringen, trank viel, und ward endlich auch munter und fröhlich.

Die Stunde schlug, du mußt gehen! sagte Kätchen. Ja, ich muß! erwiederte er, drückte sie oft an sein klopfendes Herz und gieng endlich rasch fort. Wie ein Dieb, denn ein Dieb wollte Karl jetzt werden, schlich er durch die offene Thür des Wirthshauses, in welchem der Kaufmann wohnte. Er wußte, daß die Fenster seines Zimmers in den dabei befindlichen Garten giengen, er versteckte sich also unter den Bäumen desselben und lauerte. In diese Fenster hinaufzusteigen war leicht, denn man reparirte eben das Dach, und eine große Leiter lag nahe dabei, aber noch brannte das Licht, und er mußte zwei angstvolle Stunden harren. Wie schon Alles im Hause schlief, der Kaufmann schon

lange sein Licht ausgelöscht hatte, rückte er die Leiter näher, und stieg mit entblößtem Säbel hinauf. Es war eine der wärmsten Sommernächte und die Fenster standen offen. Von Verzweiflung beseelt stieg er in's Zimmer, hörte den Kaufmann schnarchen, und ergriff blos dessen Beinkleider, weil er wußte, und schon Gestern und Vorgestern gesehen hatte, daß in diesen ein Beutel mit Gold steckte. Glücklich und ungesehen stieg er wieder hinab, fand den Beutel, warf die Beinkleider in einen nahen Strauch, kam durch eine Gartenthüre, welche man von Innen öffnen konnte, glücklich auf die Gasse, und von da eben so glücklich zu seinem Mädchen. Der Tag fieng schon an zu grauen, als er zu seiner Geliebten in's Zimmer trat. Da, sagte er, und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, nimm, eile, deine Eltern zu trösten und zu retten. In einer halben Stunde wird man das Thor öffnen, der Morgen ist schön, die Tage heiß, du wirst also am Besten thun, wenn du gleich fortgehst. Kätchen empfieng den Beutel mit Freudenthränen, drückte ihren Karl mit Inbrunst an ihr Herz, dankte und frohlockte.

Kätchen. Du hast mich lange warten lassen!

Karl. Der Kaufmann kam erst vor einer halben Stunde nach Hause. — Aber wolltest du nicht lieber gehen, ich muß ohnehin in mein Quartier zurück, und kann dich den ganzen Tag nicht mehr sehen.

Kätchen. So bald nur einer im Hause munter ist, so will ich zahlen, und in Gottes Namen fortgehen.

Karl. Ich habe Gestern, wie ich fortgieng, schon gezahlt.

Kätchen. Du willst mich also mit Gewalt fortjagen?

Karl. Das nicht, liebes Kätchen! aber ich fühle deiner Eltern Kummer, und möchte sie gerne beruhigt wissen.

Kätchen. Hast recht! O wie werden sich die guten Alten freuen. So lebe denn wohl, lieber Karl! unser Schulmeister soll dir gleich ihren Dank schreiben.

Karl. Nein, liebes Kätchen, schreibe mir nicht, denn ich muß Morgen auf Kommando reiten, und dann habe ich Hoffnung, auf einige Wochen Urlaub zu erhalten.

Kätchen freute sich über diese Nachricht eben so sehr, wie über das erhaltene Geld, sprach von Verlobung, und eilte endlich auf Karls neue Bitte fort.

Karl blieb an der Ecke traurig stehen, sah seinem Mädchen nach, und weinte Thränen des bittersten Kummers um sie. Wie auch ihr Schatten verschwand, so schlich er langsam nach seinem Quartiere zurück. Der Verlust seiner Ehre, Reue über seine begangene That mußte ihn foltern, denn die

hereintretende Wache fand ihn angezogen, und weinend in einem Winkel sitzen.

Der Kaufmann wollte früh um vier Uhr abreisen, er fand seine Beinkleider und sein Geld nicht, und machte Lärm. Bei näherer Untersuchung fand man auf seinem Fenster einen Säbel, den Karl in der Betäubung zog, und dort liegen ließ. Man erkannte solchen sogleich für den Säbel eines Dragoners. Noch mehr! Es wurde im Hause gebaut, unter des Kaufmanns Fenster war Kalk angemacht worden, und man sah Stiefeltritte sehr deutlich darinnen. Der Vorfall wurde dem Kommandanten gemeldet, und dieser ließ sogleich visitiren. Die Reihe traf auch Karl'n; man fragte nach seinem Säbel, er hatte ihn nicht; man besah seine Stiefel, und sie waren mit Kalk besudelt. Karl wurde also ganz natürlich für den Dieb gehalten, und, eh' sein Mädchen noch eine Stunde von der Stadt entfernt war, saß er schon im Gefängnisse. Eine geheime Ahndung mußte ihm dies schon vorher gesagt haben, weil er auf ihre Abreise so sehr drang.

Im ersten Verhör gestand er die That, aber kein Versprechen, keine Drohung, konnte ihn bewegen, zu gestehen, wohin er das gestohlene Geld gegeben oder versteckt habe. Die That reute mich, sagte er immer, und ich warf's mit den Beinkleidern in den Strauch.

Das Kriegsgericht wurde versammelt, und es verurtheilte ihn zum Strange.

Am letzten Tage seines Lebens schrieb er an seinen Vater, bat ihn rührend und dringend, beschwor ihn bei Gottes letztem Gerichte, bei dem Blute des Welterlösers, seine That wieder gut zu machen, und dem Kaufmann das gestohlne Geld zu ersetzen. Den andern Tag gieng er standhaft zum Tode. Noch auf dem Richtplatze bat ihn der Major, sein Verbrechen zu vermindern, und da er in den paar Stunden nach vollbrachter That das Geld unmöglich hätte verschwenden können, doch zu gestehen, wohin er solches gethan habe. Herr Major, sagte Karl, Sie sind hier, meinen Tod vollstrecken zu lassen; erschweren sie mir solchen nicht durch eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann. Gott, vor dessen Richterstuhl ich jetzt erscheine, weiß es, und wird mich nach seiner Barmherzigkeit richten! Der Henker übernahm ihn, und nach einigen Minuten hatte er ausgelitten.

Schon ehe hier noch die schreckliche Scene sich endigte, lebte Kätchen in Kummer und Sorgen. Sie war glücklich nach Hause gekommen, hatte Freude und Ruhe der unglücklichen Familie mitgebracht. In dem Beutel waren 120 Louisd'or. Jakob zahlte damit seine Schulden, ihm blieb noch etwas zum Ankauf einiger Kühe übrig. Ruhig und zufrieden saßen die Alten in ihrem schuldenfreien

Hause, sprachen stets von ihrem Wohlthäter, schlossen ihn dankbar in ihr Gebet ein, und harrten sehnlich mit Kätchen auf seine Ankunft.

Karl schrieb nicht, Karl kam nicht! Eine unbeschreibliche, nie gefühlte Unruhe erfüllte Kätchens Herz. Ich muß zu ihm, ich muß ihn sehen. Vielleicht ist er krank, vielleicht gar todt, sagte sie, und ließ sich durch keine Vorstellung ihrer Eltern abhalten, das zweitemal den Weg nach der Stadt anzutreten. Sie kam eben bei den Thoren derselben an, als man ihren Geliebten vom Pfahle nahm, und, weil die Sonne untergieng, beerdigen wollte. Viele Neugierige umgaben das Grab, welches an der Straße lag, Kätchen mischte sich, unwissend, was hier vorgieng, darunter. So entstellt auch Karls Züge waren, so erkannte sie ihn doch. Ihrem Auge nicht trauend, an der schrecklichen Wahrheit zweifelnd, fragte sie. Man nannte seinen Namen, und nun folgte eine Scene, die ich nicht zu beschreiben vermag. Wäre ich's fähig, fände meine Einbildungskraft Worte, den Schmerz des armen Mädchens auszudrücken, so würde die Menschheit schaudern, und dem gefühlvollen Leser meine Geschichte bebend entsinken.

Eine alte Dame, die von einem Spaziergange zurück kam, fand die Leidende, verlassen von Allen, die sie anfangs umgaben, an der Straße liegen. Mitleidig trat sie hinzu, und hielt sie für krank, denn Kätchens Auge starrte nach dem Pfahle, und

ihre Hände wühlten im Staube. Ihr ängstliches Wimmern rührte die ehrwürdige Alte, sie ließ sie durch ihren Bedienten nach dem Landhause bringen und befahl, die ganze Nacht bei ihr zu wachen. Am Morgen besuchte sie Kätchen, und fand sie im Stande, ihr die ganze schreckliche Geschichte zu erzählen. Bald hernach fragte die Aermste nach Karls Verbrechen, man entdeckte ihr solches, und neuer Jammer, neues Leiden, bemächtigte sich ihrer Seele. Ich bin seine Mörderin! schrie sie unaufhörlich. Auf ihr sehnliches Verlangen führte man sie zu Karls Richter, zum Auditor des Regiments. Der gute Mann erschrack, als er von Kätchen Alles vernahm. Er schlug das Verhörprotokoll nach, und fand nicht die geringste Spur davon. Er fragte Alle, die in seiner Gefangenschaft um ihn waren, und Alle sagten aus, daß er nie Kätchens Namen ausgesprochen, aber eine Stunde vor seinem Tode den Fourier gebeten hätte: er möchte dem Bauer Jakob, bei dem er in Quartier wäre, schreiben, daß er plötzlich auf Werbung sey geschickt worden, und unter einem Jahre nicht wieder kommen würde.

Sehr wahrscheinlich glaubte der Unglückliche, daß man, wenn er gestünde, daß er Kätchen das Geld gegeben, sie als eine Mitschuldige arretiren, und auf diese Art wenigstens auf ewig beschimpfen würde. Deswegen schwieg er, deswegen suchte er auch sein Mädchen noch in der Stunde des Todes

von dem Orte seines Verbrechens zu entfernen, und starb mit dem Bewußtseyn, daß er sie glücklich gemacht habe.

Kätchen konnte sich nicht von dem Grabe ihres Karls trennen. Zwei Tage saß sie an der Richtstätte und weinte unaufhörlich. Die Offiziere seines Regiments erbarmten sich über die Unglückliche, und ließen sie auf ihre Kosten zu ihrem Vater führen.

Schrecklich war auch sein Zustand, als er Alles erfuhr. Er weinte bitterlich, und die alte Mutter war nicht zu trösten. Seine Seele, sagte der Alte endlich, soll nicht länger leiden, ich will erstatten, was er für mich stahl, für mich mit seinem Leben bezahlte! Den andern Tag bot er sein Gütchen feil, und weil er dringend war, baares Geld verlangte, so erhielt er für ein Gut, auf welches man schon vierhundert Thaler geborgt hatte, nur dreihundertfünfzig! Seine andern Geräthschaften, seine und seiner Frauen Kleider verkaufte er ebenfalls. Es war rührend zu sehen, wie hier der alte Vater einen Familienkrug feilbot, und dort Kätchen weinend Pfänder ihrer Liebe, allerhand schöne Bänder, an die Mädchen des Dorfs verhandelte. Auf diese Art brachte die Familie 450 Thaler zusammen.

In einen leinenen Kittel gehüllt, sein Weib, sein krankes Kind am Arme führend, zog er aus seinem väterlichen Hause nach einer elenden kleinen

Hütte, die am Ende des Dorfes stund, und dem Hirten zur Wohnung diente, dessen Amt er übernahm. Kurz darauf trug er das Geld in die Stadt zum Stabsauditor, und bat ihn, es dem Kaufmann zu schicken. Im Rückwege weilte er bei Karls Grabe, und erzählte ihm weinend, was er Alles gethan habe, um seine Seele zu versöhnen. Der Kaufmann schrieb zurück, daß er das noch Fehlende der armen Familie schenke. Der Auditor ließ den alten Jakob davon benachrichtigen, aber Kätchen nahm dies Geschenk nicht an. Ich muß erstatten, sonst kann er nicht ruhig schlafen, sagte sie, wenn mir Gott beisteht, so will ich's schon zusammenbringen. Sie arbeitete um Lohn, aß nichts als schwarzes Brod, trug die elendesten, schlechtesten Kleider, und gieng auch in der härtesten Kälte barfuß. Auf diese Art brachte sie in einem Jahre zwanzig Thaler zusammen, aber bald griff das innere Leiden ihrer Seele weiter um sich, es bemächtigte sich ihrer Sinne, sie konnte nicht mehr arbeiten, und war oft Monate lang närrisch. Sie litt in diesem Zustande nicht das geringste Glänzende an sich, sie behieng ihre Kleidung mit schwarzen Lappen, und ihre einzige Beschäftigung war, hinter der Hütte mit ihren Händen eine Höhle in Form eines Grabes auszuscharren. Wenn sie wieder zu sich kam, so bettelte sie die vorüber Reisenden um eine Gabe an, und Keiner gieng vorüber, der nicht dem leidenden Mädchen etwas

zuwarf. Dies legte sie jedesmal zu dem Ersparten, und zählte fleißig, was sie hatte. Noch fehlten ihr zehn Thaler, als der Reisewagen der menschenfreundlichen Gräfin L** bei ihrer Hütte vorüber rollte. Scharf wehte der Nordwind über die tief mit Schnee bedeckten Fluren! Grimmige, seit Menschenaltern nicht erfahrne Kälte herrschte in der öden Natur, und Kätchen vermochte es kaum, ihre erstarrte Hand gegen den Wagen auszustrecken. Mit schlechten, elenden Lumpen bedeckt, barfuß und blos stand das arme Mädchen da. Halt! schrie die Menschenfreundin, und der Wagen stand. Gott erbarme sich deiner, armes Mädchen, sagte sie, wenn du kein Brod, deinen Hunger zu stillen, kein Holz hast, dich vor Kälte zu schützen, so nimm dies und labe dich! Sie gab ihr sechs Dukaten und fuhr weiter. Lachend und froh trat Kätchen in die Hütte. Zählt, Vater, zählt, sagte sie, ob's hinreicht, meines Karls Schuld vollends zu tilgen.

Jakob. Noch mehr als dies! Es bleibt noch etwas für dich für ein Gewand übrig!

Kätchen. Für Euch, Vater! für Euch, Mutter! Ich brauche nichts mehr! will zu meinem Karl eilen, und es ihm erzählen, daß ich für ihn gezahlt habe.

Schnell flog sie fort und über den gefrornen Schnee dem nahen Teiche zu. Jakob eilte ihr nach, aber vor seinen Augen stürzte sie sich in ein

Loch, das die Fischer aufgehauen hatten, und verschwand unter dem Eise.

Ich will aufhören, den Jammer dieser unglücklichen Familie zu beschreiben. Die alte Mutter folgte ihrer Tochter in drei Tagen, und nach zwei Monaten trug man auch den alten Jakob zu Grabe.

Im Frühjahre erst fand man Kätchens Körper und begrub sie an der Ecke des Kirchhofs. Ein Hollunderbaum beschattet das Grab der Unglücklichen.

Karl und Sophie.

In einer der freyen Reichsstädte, in welchen man Recht und Gerechtigkeit immer pedantischer zu behandeln pflegte, als bei aufgeklärtern Richterstühlen, lebte ein Kandidat als Katechet am Stock- und Zuchthause ein ziemlich bequemes Leben. Er hatte ein artiges Vermögen, und bemühete sich weiter um keine Beförderung. Er fand sein Vergnügen darinn, wenn er Unglückliche trösten, und ihnen beistehen konnte, und hierzu konnte ihm keine einzige Stelle mehr Gelegenheit geben, als die, welche er bekleidete.

Das einzige Bedürfniß, was ihm an seinen Wünschen abgieng, war eine Frau, die er schon lange suchte, aber nicht finden konnte. Wer da weis, wie leicht es ist, dergleichen zu finden, dem wird dies parador scheinen. Aber der Kandidat wollte eine Frau nach seinem Sinn, und wenn sie das nun auch war, so mußte sie noch eine Eigenschaft besitzen, sie mußte unglücklich seyn, denn darauf bestand sein Eigensinn, daß er eine solche durch seine Hand glücklich machen wolle.

Sophie war der Name eines Mädchens, die

wegen eines Kindermords ins Stockhaus gebracht wurde, und da man sie reif zum Tode betrachtete, so wurde dem Kandidaten aufgetragen, sie zu besuchen, und nach und nach zu ihrer Reise vorzubereiten.

Sophien sehen, und Mitleiden in einem Grade fühlen, wie er es noch nie gefühlt, war bei dem Kandidaten das Werk eines Augenblicks. Die sanfte Miene des wirklich schönen Mädchens, das Leidende in ihren Zügen, das so viel von ihrer Unschuld verrieth, rissen ihn ganz hin.

Sie war zurückhaltend und schüchtern. Er wußte sie offenherzig zu machen, und wurde bald ihr Vertrauter und ihr Freund. Er bat sie, ohne Rückhalt ihm ihre Geschichte zu erzählen.

Ich bildete mir ein, sagte sie, tugendhaft und fromm ohne Wanken zu seyn. Ich diente als Kammermädchen bei einer vornehmen Dame, die mich liebte, und mich zu versorgen versprochen hat. Ein junger fremder Edelmann gieng in ihrem Hause fleißig aus und ein, und sagte mir immer Schmeicheleien vor. Ich war unerfahren, und hielt jeden Menschen für so gut, als ich es seyn wollte. Ich sagte ihm, er möchte mir nichts mehr vorreden, wenn er irgend unehrliche Absichten hätte. Ich sey zu fest in meinen Grundsätzen, als daß sie wanken könnten.

Der Bösewicht wußte seinen Vortheil wahrzunehmen. Er versicherte mich, er liebe nur meine

Seele, und während eines Umganges von einem halben Jahre hat er nicht das entferntеste Unanständige in seinem Munde geführt. Ich war ausschweifend für den Tanz eingenommen, und da ich hierzu selten Gelegenheit hatte, so ließ ich mich einmal überreden, ohne meiner Herrschaft Vorwissen mit ihm einen Maskenball zu besuchen. Der Tanz erhitzte mich. Mit den Kühlungen, die er mir gab, betrog er mich, und goß Feuer in mein wallendes Blut. Ich wußte nichts mehr von mir selbst, so hingerissen war ich von Vergnügen und Trunkenheit. Er bediente sich meiner Schwäche, und siegte über mich.

Ich hatte den andern Tag Mühe, mich zu entsinnen, was mit mir vorgegangen. Thränen stürzten aus meinen Augen, als ich mir das Geheimniß meines Lasters erklärte. Es war gut, daß mein Verführer mir nicht wieder unter die Augen kam. Er war am andern Morgen abgereist.

Ich fand eine volle Börse von ihm in meiner Tasche, die ich unter die Armen vertheilte, um mein Verbrechen wieder gut zu machen. Ich weinte beständig und kam nicht mehr aus dem Hause. Mein Elend stieg auf's höchste, als ich bemerkte, daß ich schwanger war. Ich verließ meine Herrschaft, der ich unmöglich die Kränkung anthun konnte, ihr meinen Fall zu gestehen.

Ich flüchtete zu einer alten Muhme der ich mich entdeckte. Sie nahm mich gütig auf, und

sagte, sie wolle es schon veranstalten, daß ich in der Stille niederkäme, und dann könnte ich meinen Dienst wieder antreten. Ich brachte die Zeit bis zu meiner Niederkunft mit Weinen und Beten zu. Die Stunde erschien, und meine Muhme lief nach einer Hebamme. Ehe sie aber wiederkam, ergriffen mich übernatürliche Schmerzen, die mich fast bis zum Wahnsinn brachten. Ich kam nieder, und als ich sah, daß es ein Mädchen war, faßte mich eine unnatürliche Wuth, ich rief aus: Nein, du sollst nicht das Opfer eines Bösewichts werden! und ein Druck meiner Hand endete das Leben des armen Würmchens. —

Ich kam schnell zu mir selbst. Ich drückte das Kind an meinen Mund, und schrie: Gott! ich habe dich gemordet. In dem nämlichen Augenblick trat meine Muhme mit der Hebamme herein, die Erstere fiel vor Schrecken in Ohnmacht, die Leztere aber lief gleich, um die Hände der Gerechtigkeit in Bewegung zu setzen.

Sophie schwieg; dem Kandidaten rollten die Thränen über die Wangen herab. Er tröstete sie damit, daß ihr im Himmel Alles schon vergeben sey, und daß sie, wenn die Weltrichter sie auch nicht lossprächen, doch ruhig sterben könnte.

Er gieng zu ihrem Advokaten, der die möglichste Mühe anzuwenden versprach, aber zum voraus prophezeyte, daß Alles nichts helfen würde,

weil ihr eigenes Geständniß des Mords sie verdammte.

Indessen besuchte der Kandidat Sophien täglich, entdeckte täglich neue gute Eigenschaften an ihr, fieng an sie zu lieben und li bte sie bald bis zur Verzweiflung.

Höre, Sophie, sagte er, ich nehme dich zur Frau. Ich hoffe, dieser Entschluß soll deine Richter bewegen, dir Gnade wiederfahren zu lassen. Das Mädchen weinte vor Rührung über so viel Güte, die sie nicht erwartete, und nicht zu verdienen glaubte.

Der Kandidat gab sich alle erdenkliche Mühe, lief bei allen Richtern umher, stellte ihnen sein Leiden, des Mädchens Unglück, ihre beiderseitige Liebe auf die rührendste Art vor. Sie hörten ihn alle an. Manche beklagten ihn, versprachen zu thun, was sie könnten. Andere waren hart, schalten ihn einen Thoren und Unsinnigen. Er ertrug Alles geduldig, um seine Sophie zu retten.

Der Tag des Urtheils erschien. Er hoffte; sie hoffte. Die ganze Stadt, die von Allem unterrichtet war, hoffte. Aller Hoffnung war vergebens. Das Todesurtheil war gesprochen. Die mitleidigern Richter wurden nicht gehört.

Ist's möglich? rief der Kandidat aus. Kann die Gerechtigkeit auch unmenschlich seyn? Er gieng zu Sophien. Für dieses Leben also, Sophie, sprach er, ist es aus mit uns. Man will mir nicht das

Glück gönnen, dich glücklich zu machen. Aber es giebt noch eine Welt. Höre, mein liebes Mädchen, ich bin entschlossen, dir zu folgen. Ich gehe aus der Welt, wo du nicht mehr bist.

Sophie fiel vor ihm auf die Kniee nieder. »Ich bitte dich um alles, was dir lieb und theuer ist, thue das nicht. Tödte dich nicht selbst. Du bist verblendet. Erwarte es, bis du mit mir vereinigt wirst. Wie lange kann das dauern? Was ist das Leben des Menschen?«

Nein, erwiederte er, mein Vorsatz ist fest. Wir sehen uns gleich in der Ewigkeit.

Sie vermochte ihm den Entschluß nicht auszureden. Er wählte noch den Weg, zu allen ihren Richtern zu gehen, und ihnen es zu sagen, daß er sich umbringen würde, wenn sie ihr Urtheil nicht wiederriefen, und daß sie alsdann Ursache an seinem Tode wären.

Die Härtesten unter ihnen warnten ihn, das nicht zu laut zu sagen, sonst würde man ihn als einen Wahnsinnigen festsetzen, und ihm die Mittel benehmen, sich zu entleiben.

Dies setzte ihn in Schrecken, und er schwieg von dem Augenblicke an.

Er brachte die meiste Zeit nun bei Sophien zu, und bereitete sie zu ihrem Tode. Ich werde dich selbst hinführen, sagte er, und bis auf den letzten Augenblick dir Muth einsprechen.

Sophie fieng oft an, von seinem gegen sie ge-

dachten Vorsatze zu reden, und bat ihn, diesen nicht auszuführen. Allein er antwortete ihr immer: Sorge nicht, Gott wird sorgen; versprechen kann ich dir nichts. Du siehst, ich bin zum Unglück bereit, wie zum Glück. Du magst davon auf meine Denkungsart schließen. Ich liebe dich unaussprechlich. Ich entdecke immer mehr Gutes in dir, und ich muß wähnen, daß der Himmel dich nicht für diese Welt bestimmt hat, sondern dich abruft, weil er dich an einen besseren Ort führen will. Vielleicht mich auch, liebe Sophie.

Endlich brach der schreckliche Tag an, am welchem sie der Gerechtigkeit geopfert werden sollte. Du bist meine Braut, sagte der Kandidat zu ihr, und ich begleite dich zum Altar, wo wir auf ewig vereinigt werden. Er bestieg den Wagen mit ihr. Tausend thränende Augen waren zur Seite. Jedermann bewunderte seine Standhaftigkeit.

Fürchte dich nicht, Sophie, sagte er. Der Tod wird dir nicht schmerzhaft seyn. Du stirbst leicht, und in einem Augenblick, und dann bist du da, wo es dir besser ist, als hier.

Ach Gott! antwortete sie, ich zittre nicht vor meinem Tode. Du hast mich so kräftig gestärkt, daß ich ihm muthig entgegengehe. Aber daß ich dich zurücklassen muß, und noch mehr, daß ich über dein Schicksal nicht beruhigt bin, das macht mir den Gang sauer.

Gott wird sorgen, war wieder seine Antwort.

Wie sie auf dem Rabenstein heraustrat, riefen viele aus dem Volke: Gnade! Gnade! — Der Kandidat wandte sich zu ihnen: Still, Kinder, sagte er, ihr wißt nicht, was ihr bittet. Wünschet doch nur Alle, daß euer letzter Gang so gewiß zu Gott gehe, wie der Gang dieser Armen, die ihr unglücklich nennt, die ich glücklich preise, und die es nun bald seyn wird.

Er sagte noch verschiedenes Rührendes, was die Menge mit tausend Thränen beantwortete. Endlich wandte er sich zu Sophien. Wie ist dir? frug er.

Mir ist, als ob ich froh seyn sollte, sagte sie, nur etwas ängstlich. Es wird doch schnell gehen, mein Lieber? Er bat den Scharfrichter noch einmal darum, und verband ihr selbst die Augen. Wie der Scharfrichter ansetzte, flüsterte er ihr zu: Ehe die Sonne auf Erden wieder aufgeht, sind wir beisammen. Sie seufzte, und eine Sekunde trennte ihre Seele von ihrem Körper.

Er dankte dem Scharfrichter, der ihm versicherte, daß ihm noch nie eine Exekution so schwer geworden.

Er fuhr still und gedankenvoll zurück. Er bekam an dem Tage noch viele Bothschaften, daß er sich beruhigen möchte, daß man für sein Glück sorgen, und es ihm wohl in dieser Welt gehen würde.

Aber man fand ihn am andern Morgen todt. Er hatte sich an der äußern Thüre des Zuchthauses erhängt.

Friedrich.

Liebe ist an und für sich genommen eine Leidenschaft, die in die heftigsten Ausbrüche von Wuth, und in Handlungen übergehen kann, die dem menschlichen Geschlechte zur Schande gereichen.

Wenn sie aber noch nebenbei durch andere Umstände gekränkt wird, wenn Folgen daraus entspringen, die auf das ganze übrige Leben des Menschen im Inneren und Aeußern Bezug haben, so wirkt ihr Feuer um desto schneller, und bricht in Flammen aus, die so leicht nicht zu löschen sind. Das nachfolgende Beispiel mag hievon den Beweis geben.

Wir wollen den Gegenstand, den wir hier aufführen, Friedrich nennen. Er war eines Professionisten Sohn, der ihn seine Profession hatte lernen lassen, nicht reich, aber wohlhabend. Bruder und Schwestern von ihm waren in Ansehen, und er selbst konnte durch sein bischen Geld, sein gutes Gemüth, durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit, auf ein vergnügtes, ruhiges und mehr als nothdürftiges Leben rechnen.

Er gieng zu einer Wittwe in Condition, die eine einzige Tochter hatte. Die Wittwe vertraute ihm ihr ganzes Geschäft, welches ihr eigen war, und einen ansehnlichen Werth hatte. Sie konnte ihn leiden, und sein Fleiß und Geschicklichkeit machte ihn ihr noch angenehmer. Sie hegte die Absicht, ihn wo möglich so in ihr Netz zu ziehen, daß er sie heirathete. Diese Absicht behielt sie nicht für sich, sie ließ sie ziemlich laut werden, und der junge Mann hörte das von Andern, worauf er selbst nicht im geringsten verfallen war. Er verwarf es aber, sobald man es ihm sagte, und betrug sich gegen die Wittwe so, daß sie wohl merkte, wie ihr Zweck ihr schwerlich gelingen würde. Desto freundlicher war er gegen die Tochter, die seinen Wünschen auch nicht zuwider schien. Das dauerte einige Jahre fort, und er fieng endlich an, ernstlich auf die Erfüllung seines Verlangens bedacht zu seyn. Er glaubte sich von des Mädchens Seite, die ihm Gegenliebe versprochen, vielleicht thätlich bewilligt, ganz sicher, und suchte also nur auf eine oder die andere Art die Mutter für sich zu stimmen. Um ihr näher zu kommen, erbot er sich, gewisse nothwendige und kostbare Reparaturen in ihrem Geschäft auf seine Kosten machen zu lassen, ließ sich vom Haus das Geld dazu schicken, und vergaß, aus der gewissen Ueberzeugung, es könne hier nicht fehlen, sich seine Auslagen documentiren zu lassen.

Der Wittwe war dieser Schritt nicht minder angenehm. Sie wußte, er könnte dann nicht leicht loskommen, und kannte auch sein Verständniß mit der Tochter noch nicht so genau. Er eröffnete es ihr aber einmal selbst, und sagte ihr geradezu, er wünschte diese zur Frau.

Die Wittwe machte ihm so viel Gegenvorstellungen, als sie nur zuwege bringen konnte, machte ihm die Heurath mit einem so jungen unerfahrnen Mädchen zuwider, und pries ihm die mit einem gesetzten Frauenzimmer an. Friedrich wußte wohl, wohin das gieng, hatte aber keine Ohren dazu, und begnügte sich, ihr zu sagen, sie möchte das Ding überlegen.

Das that sie, denn sie überlegte reiflich, wie sie ihm das Hinderniß, ihre eigene Leidenschaft zu befriedigen, aus den Gedanken und aus der Möglichkeit des Besitzes bringen wollte.

Es gieng in ihrem Hause ein junger Gelehrter aus und ein, dessen Familie eben nicht in den besten Umständen war. Er wußte, daß das Mädchen reich war, und man hat nie erfahren können, ob er nicht wirklich bei der Bekanntschaft, die anfangs nicht so ganz genau war, Absichten hatte. So viel ist gewiß, daß die Mutter des Mädchens auf ihn verfiel, daß sie der Tochter gleich vom Glücke vorredete, was sie machen könnte, wenn sie die Frau eines Gelehrten würde. Anfangs weigerte sich das Mädchen, daran zu denken, und

wandte gleich Friedrichen vor. Allein wiederholte Vorstellungen, die Erklärung, daß sie selbst Friedrich zu heurathen dächte, und die Aussicht, daß ohne der Mutter Einwillung an diese Verbindung nicht zu denken sey, wirkten endlich auf das Mädchen. Sie fieng an, zu glauben, sie schicke sich besser zur vornehmen Frau, als zur Handwerkerin, und die Regungen, die ja gegen Friedrich noch in ihr aufstiegen, wurden mit Gewalt von ihr niedergedrückt.

Um den jungen Mann selbst zu einem Schritte zu verleiten, den er ohne diese gebrauchte List gewiß nicht gethan haben würde, fieng sie damit an, daß sie nicht allein seine Familie unterstützte, sondern auch ihm selbst zur Fortsetzung des Studierens Geld vorschoß.

Friedrich sah wohl, daß der junge Gelehrte im Hause viel galt, daß er bei allen Gelegenheiten vorgezogen wurde, daß die Mutter ihn liebkosete, und die Tochter auch freundlich gegen ihn war, allein, da ihm dieß Alles nicht so herzlich anzugehen schien, da er weder die Liebkosungen der Mutter erwiederte, noch viel mit der Tochter machte, so schloß er bei sich, daß dies eine der so gewöhnlichen Liebschaften bei einer alten Frau sey, wofür man sich bezahlen läßt, lachte die Mutter aus, und bedauerte den jungen Mann.

Man ist indessen nicht immer gleich bei Laune, und wenn nun diese ein wenig übel war, so pflegte

Friedrich wohl seine Schöne deswegen anzugehen, und sich bei ihr zu erkundigen, was denn eigentlich die häufigen Besuche, und das Hätscheln des jungen Mannes bedeuten sollte?

Hier fehlte sie gewiß sehr, daß sie ihm nicht die reine Wahrheit sagte. Sie dachte freilich, wenn es zum Treffen käme, müßte er sich wohl Alles gefallen lassen, aber sie bedachte nicht, daß er Mensch, wie Andere, wäre, und Rache und Wuth ihn überwältigen könnten. Sie schalt ihn einen mondsüchtigen Menschen, der sich Grillen mache, wo an gar keine zu denken sey, und verwies ihn auf des jungen Gelehrten Betragen gegen sich, gegen welchen Beweis er denn auch nichts einwenden konnte.

Selbst dachte sie auch von des jungen Mannes Aufführung gegen sich, daß sie höchst unschicklich wäre, denn sie konnte nicht vermuthen, daß er gar nichts davon wisse, daß er sie heurathen sollte, und daß dies blos eine von der Mutter eingefädelte Sache wäre.

Dieser schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, daß sie losbrechen müßte. Sechshundert Thaler war der junge Gelehrte und seine Familie ihr schuldig, worüber sie sich jederzeit richtige Dokumente geben lassen. Als sie eines Abends mit ihm allein saß, fragte sie ihn ganz trocken, wann er denn Anstalt zu machen dächte, einen Gradum anzunehmen, und ihre Tochter zu heurathen. Der

junge Mann wurde blaß bei dieser Erklärung. Er konnte nicht unterlassen, sehr freimüthig zu sagen, daß dies nie seine Absicht gewesen, und sie nie sein würde. Er wäre als Freund im Hause aus und ein gegangen, und habe alle erwiesene Gefälligkeiten als Freundschaft aufgenommen.

Mit nichten, erwiederte die Megäre, so kommen sie nicht davon. Sie müssen meine Tochter heurathen, oder Alles mir, was ich ihnen vorgeschossen, wieder bezahlen. —

Das soll ihnen auch wieder bezahlt werden. Ich habe nahe Aussichten zu einem Dienste, und dann werde ich Ihnen Kapital und Interessen so schnell es mir nur möglich ist, bezahlen, und sollte ich mir selbst etwas Nothdürftiges darüber entziehen.

So? das, meinen, sie wäre alles? Nein, mein Herr, ich habe geglaubt, sie kommen nur meiner Tochter willen zu mir. Morgen bezahlt oder geheurathet.

Mit diesen Worten ließ sie den bestürzten jungen Mann stehen, und er schlich trübe, und mit dem festen Vorsatz zu Haus, das Mädchen nicht zu heurathen.

Kurz nach Tages Anbruch war die saubre Schwiegermama schon bei der Mutter des jungen Gelehrten, und kündigte dieser ihr Endurtheil an. Das arme Weib erstarrte fast. Sie war nicht allein ganz ruinirt, sondern sah sich auch der Mög-

lichkeit beraubt, ihre übrigen Kinder etwas lernen zu lassen. Von allem dem nahm der alte Drache keine Notiz, sondern gieng so gleichgültig von der weinenden Familie weg, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Sohn kam, und fand Alle in Thränen. Die Mutter vermochte ihm nicht zuzureden, denn sie wußte, was eine gezwungene Ehe für Folgen habe. Aber Schwestern und Brüder baten ihn wimmernd, sie nicht zu verlassen. Sophie ist doch ein artiges Mädchen, sprach die Eine, — sie hat dich lieb, sagte die Andere — ein Bruder trug weinend seine Bücher ihm vor, und sagte, er müsse sie ins Feuer werfen, wenn ihn die Mutter nicht fortstudieren lassen könnte. —

Der junge Mann müßte ein Felsenherz gehabt haben, wenn er hätte wollen gleichgültig bleiben. Er überlegte sichs, daß so viele ein Opfer für ihre Familien geworden, hielt sich auch dazu bestimmt, faßte nicht allein den heldenmüthigen Entschluß sich hinzugeben, sondern führte ihn auch sogleich aus, indem er zur Mutter des Mädchens gieng, und sein Jawort gab.

Das geschah an einem Freitage, und Sonntags veranstaltete man schon in der größten Stille die Kopulation in einer der abgelegensten Kirchen.

Von allem dem wußte Friedrich nichts. Er gieng ruhig seiner Arbeit nach, die ihm wenig Zeit übrig ließ. Am Sonntage Abends aber, da er in

einem Weinhause noch ziemlich spät war, kam einer seiner Kameraden, der in einem andern gewesen, hinein, und freute sich, da er ihn sah, daß er ihn so heiter fände.

Und warum sollte ich's nicht seyn? fragte Friedrich.

Dein Mädchen, sagte jener, muß dir ziemlich gleichgültig geworden seyn, da du sie so ruhig einem Andern überlassen kannst.

Wie so? — ich verstehe davon nicht ein Wort — erkläre dich.

Du mußt es doch am besten wissen, daß sie heute früh 6 Uhr in der ** Kirche mit dem jungen Gelehrten getrauet worden. Jedermann weiß das ja.

Tod und Hölle! Nein, davon weis ich gerade nichts — ich allein nichts! Mir allein hat man es verhehlt? — Aber wart, die Brut will ich bezahlen.

Sein Kamerad merkte, daß er mehr gesagt hatte, als Friedrich wissen sollte. Er wollte es wo möglich wieder gut machen, weil er des Burschen heftigen Karakter kannte, und alles Unglück fürchtete. Er lenkte also ein, und sagte: Da du aber nichts davon weißt, so ist's auch möglich, daß es nur ein ausgesprengtes Mährchen ist. Du weißt ja wohl, wie die Menschen sind. Man darf nur von etwas reden, so wirds gleich zur Wahr-

heit gemacht und mit tausend Verschönerungen und Zusätzen vermehrt.

Nein, donnerte Friedrich heraus, es ist wahr. Ich hätt es in ihren sakramentalischen Gesichtern lesen sollen. Das alte Fell denkt, ich soll sie nehmen, und der junge Affe hat den Narren an der vornehmen Frau gefressen. Aber ich will dir die vornehme Frau einträuken. Der Schleicher von einem Gelehrten; that, als ob er kein Wasser betrübte, als ob er das Mädchen gar nicht leiden könnte, sieht sie kaum an — und nimmt sie mir weg. Du hast mir dem Mädchen den Kopf verrückt. Du und die Mutter. — aber beim Teufel, ihr habt's nicht umsonst gethan.

Er wollte wüthend fortlaufen, aber sein Kamerad hielt ihn noch auf. Erst, sagte er, mußt du mir versprechen, dich näher nach der Sache zu erkundigen, ehe du das Geringste vornimmst — endlich versprach er's, und beruhigte sich doch in etwas.

Wie er zu Hause ankam, war Alles schon zu Bette. Er konnte also nichts machen, aber doch untersuchte er noch, wo den Zimmern beizukommen wäre, in welchen die neuen Eheleute schliefen.

Den andern Morgen kam er früh wider seine Gewohnheit ins Zimmer der Alten, und erschrack freilich nicht wenig, als er den jungen Gelehrten im Schlafrock Kaffee trinken sah. Er verließ das Zimmer in seiner Wuth und machte, daß er fort kam.

In diesem Augenblick muß seine ganze That in

seiner Seele schon bestimmt gewesen seyn, denn das war der Zeitpunkt, wo er auf den Markt eilte, und sich ein recht grosses Messer kaufte. Die Verkäuferin sah ihn schon ziemlich verstört, und fragte, was er mit dem Messer machen wollte? Ich will reisen, und da nehm ich's auf Spekulation zur Vertheidigung und zum Gebrauch.

Was er weiter inzwischen gedacht und gethan, davon läßt sich nichts bestimmen, schließen aber, daß ihm

1) Der Verlust des Mädchens außerordentlich zu Herzen gegangen, die er nach der Aussage Aller derer, die mit seinen Verhältnissen genau bekannt waren, recht innig geliebt. Das Gefühl, von ihr, für die er Alles gethan, Alles aufgeopfert, die allein seine Glückseligkeit ausmachte, so verworfen, verschmäht zu werden, und überschwengliche Liebe so verachtet zu sehen, mußte allerdings seiner Leidenschaft ein so nagender Wurm werden, daß sie bis zur Uebertreibung wüthete.

2) Sah er sich von der Welt, die ihn kannte, verspottet, oder glaubte wenigstens sich verspottet zu sehen. Seinen Bekannten konnte er ohne roth zu werden gar nicht unter die Augen kommen, und hatte schon in vorigen Zeiten sich gegen sie merken lassen, daß, ehe er Beschimpfung ertrüge, er lieber sich selbst von der Welt schaffte.

3) Hatte er keine andere Aussicht, als den alten Drachen, den er nun schon wie seine Sünde

seit der Zeit ihres Antrags haßte, zu heirathen, oder das in ihr Eigenthum gesteckte Geld zu verlieren, weil er sich keine Dokumente, darüber geben lassen. Hierin aber bestand ein großer Theil seines Vermögens.

Wenn diese Ueberlegungen bei ihm alle zusammen, wenn man bedenkt, mit welchem falschen Lichte er den jungen Ehemann betrachtete, ihn allein für den Schuldigsten hielt, und von jenen Umständen nichts wußte, so kann man seine That gelinder finden.

Diese bestand darin. Nachdem er überzeugt war, daß der junge Gelehrte wirklich in der Kammer neben dem Schlafzimmer der Mutter und Tochter schlief, so machte er, um bequemer seinen Vorsatz ausführen zu können, einen Laden an einem Fenster auf, wodurch er in der Nacht ins Haus kam, denn er wohnte in einem Nebengebäude.

Er schlich, ohne daß jemand es merkte, bis ins Schlafzimmer des jungen Gelehrten, fiel über das Bette her, und versetzte ihm, in der Meinung ihn gleich zu ermorden, zwei Stiche, die aber nur den Arm trafen. Er hatte das Messer an seiner rechten Hand festgebunden, vermuthlich in der Absicht, damit es ihm nicht entwunden werden könnte.

Von diesen Stichen erwachte aber jener, und wurde bald gewahr, daß er mit einem Mörder zu kämpfen hatte. Er wehrte sich daher so gut er

konnte, kam glücklich aus dem Bette heraus, und balgte sich lange mit ihm herum, bekam noch eine tüchtige Kopfwunde vom Schlage mit einem Hammer, und verschiedene kleinere Wunden, die wohl beim Herumschlagen der Hand, woran das Messer gebunden war, gefallen seyn mochten. Endlich wurde der Mörder doch insoweit sein Herr, daß er ihm an die Gurgel kam, und ihm einen Schnitt über den ganzen Hals versetzte, der tödtlich gewesen seyn würde, wenn nicht die junge Frau dem Mörder in den Arm gefallen wäre.

Sie war nebst der Mutter von dem Gepolter des Balgens aufgewacht und da sie ächzen und wimmern hörten, hatte die Mutter gleich aus dem Fenster nach Hilfe geschrieen, und die Tochter war ins Zimmer geeilet, wo sie eben im glücklichen Augenblicke angekommen.

Friedrich glaubte indessen doch, sein Gegner, den die Verblutung ermattet, wäre todt, und ließ ihn liegen, um auf die Frau loszugehen, die sich aber in der Dunkelheit in eine Ecke retirirte, wo er sie zum Glück nicht suchte. Der Lärm der Mutter war aber wirksam geworden, und Friedrich hörte von draussen die Polizeiwächter, die die Thür, die er zugeschlossen, einzuschlagen droheten.

Da er sich ohne Rettung verloren sah, gab er sich einen Schnitt in den Unterleib, und mit einem andern schnitt er sich den Hals so tief ab, daß er nach wenig Minuten zu leben aufhörte.

Trauriges Schicksal eines Menschen, von dem man behauptet er habe keiner Leidenschaft gefröhnt, als der Liebe zu diesem Mädchen, den also ein Augenblick so unglücklich machte. Der junge Gelehrte erholte sich, und wurde wieder geheilt.

Der Körper des Selbstmörders wurde auf's Rad geflochten. Mit welchem Rechte, das wage ich nicht zu bestimmen. Der Mutter ist nichts geschehen. Was konnte ihr auch nach den Gesetzen angethan werden? aber nach der Billigkeit? darnach wird zwar nicht gerichtet.

Wer wagt es, diesen Unglücklichen einen Lasterhaften zu nennen, wenn er schon zwei der größten Laster begieng? Vorsatz mußte ihm bei dem Morde zur Last gelegt werden, das hat seine Richtigkeit, aber selbst dieser Vorsatz war doch wohl Wirkung der Leidenschaft, die ein so unbilliges Verfahren, wie man gegen ihn beobachtet, bis zur Wuth hervorbringen mußte. Auch trug er die Theilnahme des ganzen Publikums davon. Da war Niemand, der gesagt hätte: der abscheuliche Mensch. Alle seufzten: der arme hintergangene Schelm! Allen schien das über ihn ausgesprochene Urtheil hart und ungerecht, und weit gefehlt, daß seine Exekution das gewöhnliche Mitleiden hervorbrachte, so sah man vielmehr die Hälfte der Menschenmenge mit Thränen in den Augen seinen Tod und das Schicksal des unglücklichen Körpers beweinen.

Die Lebenden kamen dabei am schlimmsten weg.

Wie viele konnten wohl von der Sache so genau unterrichtet seyn, daß sie die Beweggründe des jungen Gelehrten und das Betragen seiner Schwiegermutter gegen seine Familie wußten. Der ganze Haufe hielt ihn also für den, der dem armen Burschen das Mädchen weggekapert, und ihre Eitelkeit und ihren Stolz überlistet. Er hatte seine Ruhe und sein Glück seiner Familie geopfert, wäre beinahe um sein Leben gekommen, mußte auf die schmerzhafteste Weise viele Wochen mit der Heilung zubringen, und wurde noch von aller Welt scheel angesehen, und dadurch natürlich dahin gebracht, daß er seinen Geburtsort verließ.

Mädchen und Mutter lassen sich nicht so sehr, besonders die letztere gar nicht entschuldigen. Auch blieb sie bei der ganzen Geschichte kalt und unempfindlich, ein wahrer Klotz unter den Menschen, der nur mechanisch lebte, und nur, was dahin gehörte empfand.

Die junge Frau zeigte sich von einer bessern Seite, sie wartete ihren Mann wenigstens in seiner Krankheit auf's Sorgfältigste, und gab Hoffnung, daß sie ihm sein Leben nicht ganz verbittern würde.

Aber er ist doch trübe und nachdenkend geblieben. Die Lebhaftigkeit seines Geistes ist entflohen und es mögen ihm die Auftritte nicht aus den Gedächtniß kommen, die er so ganz ohne sein Verschulden, erleben mußte.

Antonio und Gianetta.

Nach dem Tode des alten Brusciati stritt die in zwei Linien getheilte Familie Mussati um sein großes Vermögen. Ein zwölfjähriger Prozeß erbitterte die Häupter Guido und Genaro so gegen einander, daß sie sich, ob sie gleich Blutsfreunde waren, als Todfeinde haßten. Die Weiber folgten dem Beispiele ihrer Männer, besuchten einander nie, und vermieden sogar alle Zusammenkunft in Gesellschaften. Genaro hatte einen Sohn, Guido eine Tochter, aber auch diesen zwei Unschuldigen war's nie gegönnt, miteinander zu spielen.

Nach langem Kampfe entschieden endlich die Richter für Genaro, er wurde Besitzer der Brusciatischen Güter, sein Haus bald eines der angesehensten in Mantua, Guido hingegen äußerst arm und dürftig. Die Kosten des Prozesses hatten sein kleines Vermögen ganz aufgezehrt, er wußte nicht, wie er in der Zukunft seinem Stande gemäß leben, noch weniger, wie er sein Weib ernähren, seine sechsjährige Tochter erziehen sollte. Vielleicht hätte ihm Genaro von seinem Ueberflusse etwas mitgetheilt, wenn er den Stolzen gebeten,

ihm sein Unglück vorgestellt hätte! Aber ehe ich dieses thue, sagte Guido oft, eher bettle ich von Haus zu Haus, und gehe nur die Pforte seines Palastes vorüber. Seine kleine Gianetta verursachte ihm oft den größten Kummer. Was kann, was wird einst aus dir werden? Arm und elend wird sie, wenn ich modere, herumirren, entweder durch niedere Arbeit ihren Stand entehren, oder gar betteln müssen! So klagte er immer, und auch einst in Gegenwart der Aebtissin eines reichen Klosters. Ich will mich, sagte diese, Ihrer Tochter annehmen, und wenigstens für ihre Erziehung sorgen, fühlt sie dann Beruf, in unserm Kloster zu bleiben, so werden wir's uns zur Ehre rechnen, ein Fräulein von so gutem Geschlechte stets in unserer Mitte zu haben. Guido dankte der würdigen Frau mit Freudenthränen, er führte den andern Tag seine Gianetta in's Kloster, und bat die Aebtissin dringend, ihr ja bei jeder Gelegenheit begreiflich zu machen, daß die Welt für sie verloren, und der Schleier ihr größtes Glück sey. Die Aebtissin versprach es und hielt's treulich. Kummer und Gram nagten an Guido's Herz; nach einem Jahre gieng seine trauernde Wittwe hinter seiner Leiche. Diese lebte nachher sehr eingezogen, und durfte wenigstens, unterstützt von ihren Anverwandten, nicht für den täglichen Unterhalt sorgen. Oft besuchte sie ihre Tochter, und wiederholte ihr allemal die Worte ihres Va-

ters. Ungeachtet aller dieser Fürsorge äußerte Gianetta doch oft den Wunsch, in der Welt leben zu können. Dieser Wunsch wuchs mit ihr, und verdoppelte sich, als sie das fünfzehnte Jahr ihres Alters erreichte. Nur auf das ernstliche und dringende Bitten der Mutter meldete sie sich bei der Aebtissin als Kandidatin, und erhielt noch im nämlichen Jahre die Gewährung ihrer Bitte.

Die Freude der Mutter war eben so groß, als Gianetten's Kummer! Sie wünschte, verlangte, begehrte, war aber zu unschuldig, um sich's selbst sagen zu können, was sie wünschen, verlangen und begehren sollte.

In Italien, und, wenn ich nicht irre, auch in vielen andern Ländern, ist's Sitte, daß die im Kloster erzogenen Mädchen, ehe sie den Schleier nehmen, auf einige Wochen zu ihren Eltern oder Freunden zurückkehren, dort werden sie als eine geistliche Braut bewillkommt, und wenn eine Familie ein solches Opfer des Fanatismus schlachtet, so bestrebt sich Alles, ihr die wenigen Wochen, die sie außer dem Kloster zu leben hat, recht angenehm zu machen. Man putzt und schmückt sie, man stellt ihr zu Ehren Feste an, führt sie auf Bälle, in's Theater und in alle Gesellschaften.

Die Absicht dieser Ceremonie ist rein und gut, das Mädchen soll ihren Beruf prüfen, soll selbst sehen, selbst urtheilen, ob sie entfernt von allen diesen Vergnügen, von allen diesen Freuden in der

einsamen Zelle ruhig und zufrieden leben kann. Da aber unter hundert adelichen Mädchen kaum zehn den Schleier aus Neigung wählen, und die andern neunzig wegen Armuth oder andern Familienverhältnissen in's Kloster wandern müssen, so ist's grausam, barbarisch, daß man diesen armen, unsers ganzen Mitleids würdigen, Geschöpfen alle Freuden, welche die Freiheit nur immer gewährt, kennen lehrt, Leidenschaften mancher Art in ihnen erregt, und sie dann auf ewig in's Kloster einsperrt. Dieser schreckliche Gebrauch ist die Quelle der Verzweiflung, des Selbstmordes!

Gianetta wurde, diesem Gebrauche gemäß, in die Wohnung ihrer Mutter geschickt; da diese nicht ein prächtiges Brautkleid zu kaufen vermochte, so fanden sich andächtige Anverwandte, die sie in weißen Stoff mit Silber kleideten, und sie durch sechs Wochen zur Schau herumführten. Das gute Mädchen besaß eine gefühlvolle, nicht zur Nonne geschaffene Seele, sie trank die Freuden, welche man ihr genießen ließ, mit vollen Zügen in sich, und vermochte sich kaum zu fassen, als sie hörte, daß sie nun zurückkehren, dies schöne Kleid ablegen, und mit einer Kutte vertauschen sollte.

Schon neigte sich der letzte Tag zu Ende, schon waren alle Anverwandte, der ganze übrige Adel zum morgenden Feste nach dem Kloster geladen, als sie mit ihrer Mutter herumfuhr und Abschiedsvisite machte. Beim Marquis Visconti traf die

Unglückliche ihren Vetter, den jungen Antonio, der nunmehr das menschliche Alter erreicht, eben so schön, so reizend, wie Gianetta war. Er fühlte oft geheimes Mitleiden mit der armen, unglücklichen Familie, da er aber seines Vaters Haß kannte, noch nicht eignes Vermögen besaß, so schwieg er, und schickte nur dann und wann durch unbekannte Hand der armen Mutter die Hälfte seines Taschengeldes. Sein Herz litt, als er von Fremden hörte, daß seine Muhme, die er noch nie gesehen, nie gesprochen, Abschied von der Welt nähme, und fühlte Drang und Sturm, wenn man ihre besondere Schönheit rühmte, die herrlichen Eigenschaften des Mädchens hererzählte. Um ihr die kleinste Kränkung, jede Verlegenheit zu ersparen, vermied er aus ächter Großmuth alle Häuser, in denen er sie zu finden, alle Lustbarkeiten, bei denen er sie gegenwärtig glaubte. Sein Vorsatz gelang ihm trefflich, da aber eben der Marquis Visconti seinen Geburtstag feierte, so konnte er nicht umhin, an seines Vaters Statt, den das Podagra im Bette fesselte, Visite zu machen, und dort in Gesellschaft zu bleiben.

Wie Gianetta herein trat, so erkannte sie Antonio gleich. Die Frau des Hauses bot ihr als geistlichen Braut den ersten Platz auf dem Sopha, führte ihr alle anwesende junge Herren auf, da sie aber das Verhältniß beider Familien kannte, so gieng sie Antonien mit Fleiß vorbei, und dieser

genoß die ungestörte Freude, seine schöne Muhme unerkannt bewundern zu können. Ihre reizende Gestalt, ihr schmachtendes Auge, ihre freundliche, zuvorkommende Miene fesselten ihn, als er aber deutlich inneres Leiden in ihrem Gesichte las, als er sah, wie Thränen in ihre Augen traten, wie sie sich solche heimlich wegzuwischen, wegzulächeln bemühte, so drang Mitleid in sein Herz, er wünschte ihr zu helfen, sie zu retten. Die emsige Gesellschafterin des Mitleids, die Liebe erwachte mit Riesenstärke, und stürmte gewaltig in seiner Brust. Um sie näher zu beobachten, um sich ganz an ihrem göttlichen Bilde zu sättigen, trat er, auf Alles vergessend, an ihren Tisch. Gianetta blickte ihn an, ihr Auge weilte auf seinem Gesichte, sie schien Alles, was in seiner Seele vorgieng, darin zu lesen und die Theilnahme zu bemerken, die er an ihrem Schicksale nahm. Sie fragte endlich ihre Nachbarin nach dem Namen des schönen Jünglings, diese sagte ihr etwas in die Ohren. Gianetta blickte ihn nochmals an, schlug erröthend die Augen nieder, und war nun nicht mehr vermögend, ihr Leiden, ihre Unruhe zu verbergen.

Es war schon spät, Viele verließen die Gesellschaft, Gianetten's Mutter sprach in der Ecke des Saals mit einigen alten Damen. Der Stuhl neben Gianetten wurde leer, Antonio wagte es, sich an ihre Seite zu setzen.

Antonio. Wie glücklich bin ich, schöne

Muhme, daß ich Heute die unverhoffte Ehre habe, sie zum Erstenmale sehen und kennen zu lernen.

Gianetta. Sie sind also Antonio Mussati?

Antonio. Ja, das bin ich, und schätze mich glücklich, diesen Namen zu führen, weil er mich zu ihrem Anverwandten macht.

Gianetta schwieg, Antonio ebenfalls, denn die nahe Gegenwart des schon über Alles geliebten Gegenstandes raubte ihm alle Fassung.

Antonio (nach einer langen Pause). Sie wollen also wirklich den Schleier nehmen?

Gianetta (sehr traurig). Ja!

Antonio. Und Morgen schon?

Gianetta (ihn bedeutend anblickend). Muß ich nicht?

Antonio. Kann denn nichts Ihren Entschluß ändern, nichts Sie bewegen, der Welt ein Meisterstück zu entziehen, das ihre Bewohner nie genug verehren und bewundern können?

Gianetta. Daß Sie so sprechen, mich dies fragen können, wundert mich sehr! Sie, der Sie die Umstände meiner Familie doch kennen müssen! Wo soll, wo kann ein armes, verlassenes Mädchen einen andern Zufluchtsort finden? — Wäre ein so reicher, liebenswürdiger Cavalier, wie Sie, gekommen, und hätte mir seine Hand geboten, ich würde den Schleier nicht wählen.

Antonio. Ist's möglich? Darf ich Ihren

Worten trauen? Ich will, ich werde, ich muß Sie retten!

Gianetta. Armer Spötter! (die Glocken ertönen von dem nahen Klosterthurme.) Hören Sie, wie das Fest schon beginnt, wie die Nonnen dazu einladen und sich freuen, daß sie eine neue Gesellschafterin erhalten.

Antonio. Das sollen Sie nicht! (seine Hände faltend.) Erlauben Sie mir nur noch eine einzige Frage. Können Sie mich lieben?

Gianetta. Machen Sie mich nicht noch unglücklicher, lieber Vetter!

Antonio (noch dringender). Können Sie mich lieben?

Gianetta (ihre Hand in die seinige legend). O ich könnte — — aber, hören sie nicht? Morgen, Vetter, Morgen!

Antonio. Morgen sind Sie mein, oder ich lebe nicht mehr! Er küßte mit Inbrunst ihre Hand. Eine heiße Thräne fiel darauf, und nun entfloh er, gleich einer tröstenden Erscheinung, aus Gianetten's ihm nachstarrenden Auge.

Der gute, liebevolle Jüngling eilte nach Hause und trat athemlos in die Zimmer seines Vaters. Ich muß mit ihm sprechen, sagte er, als man ihm vorstellte, daß er schon schlafe. Er schlich leise zu seinem Bette, ergriff sanft seine Hand und küßte sie. Der Alte erwachte.

Genaro. Was willst du, mein Sohn?

Antonio. O verzeihen Sie, bester Vater, wenn ich Ihnen den wenigen Schlaf raube, der nach tagelangem Schmerze Sie erquickt, aber ich muß! Mein Glück! meine Ruhe!

Genaro (unruhig). Was ist dir? was verlangst du?

Antonio. Sie haben oft den Wunsch geäusfert, Sie haben mir sogar ernstlich befohlen, daß ich mir eine Braut suchen, unter dem Adel des Landes eine Gemahlin wählen soll!

Genaro. Das habe ich! und wenn du meinen Wunsch nicht bald erfüllst, meinem Befehle nicht eilig Folge leistest, so wird dein armer Vater auf seinem Todtenbette, in seiner Sterbestunde noch klagen müssen, daß er einen Sohn zeugte, der ihn nicht liebt, nicht seine grenzenlose Liebe mit Gehorsam belohnen will!

Antonio. Nun wohl, mein Vater, ich bin da, um zu gehorchen, um Sie von meiner Liebe zu überzeugen. Ich habe sie gefunden, die mein Herz so lange vergebens suchte, ich habe meine Muhme, die schöne Gianetta gesehen! Ihre Schönheit — o was sag' ich? — ihre schöne Seele, und, wenn Sie wollen, ihr nahes Unglück haben mich hingerissen. Ich liebe sie, ich will sie heirathen.

Genaro. Sohn, du schwärmst! Ist sie nicht, wie ich neulich hörte, eine Nonne geworden?

Antonio. Ja, Morgen soll sie wider Willen

geopfert werden! Deswegen komm' ich so spät, so dringend, so eilend! O theuerster, nachsichtsvoller, guter Vater, wenn Ihre Seele Mitleiden kennt, so erbarmen Sie sich der Aermsten, retten Sie die Unschuldige! wenn Sie Ihren Sohn lieben, nicht wollen, daß Verzweiflung ihn tödten, bittrer Gram sein Leben verzehren soll, so erlauben Sie, daß ich Sie rette, mich auf ewig mit ihr verbinde!

Genaro (erzürnt). Sohn, du rasest! überlege, sammle deine Vernunft, die dir eine schöne Larve entrissen zu haben scheint. Weißt du nicht, daß sie Guido's Tochter ist?

Antonio. Ich weiß es — —

Genaro. Erinnerst du dich nicht, daß er es war, der zwölf Jahre mit mir um meine rechtmäßige Erbschaft stritt, mich verfolgte, quälte, dir dein künftiges Erbe rauben, dich zum Bettler machen wollte!

Antonio. Was kann die Aermste dafür, daß ihr Vater eben so zärtlich für sie, wie mein Vater für mich dachte? O Sie sollten sie nur sehen, sehen ihr nasses Auge, ihre duldende Miene! hören ihre Engelsstimme! Erlauben Sie, daß ich sie zu Ihren Füßen führe, ihre Gestalt, ihre Thränen werden auf Ihr Herz mehr wirken, als das dringende Bitten Ihres Sohnes, den Sie nicht mehr lieben.

Genaro (äußerst erzürnt). Deine Bitte ist unsinnig! toll! Ich werde sie nie gewähren!

Antonio. Nie, mein Vater?

Genaro. Nie!

Antonio. So kniee ich hier vor des Allmächtigen Angesichte, und schwöre zu ihm den mächtigsten Eid, den je eine menschliche Zunge aussprechen konnte, daß ich auch außer ihr nie eine Andere wählen, nie eine Gattin nehmen will! Mein Stamm soll mit mir verlöschen, und Fremde sich einst in mein Vermögen theilen!

Genaro erschrack über diesen feierlichen Schwur, und da er die besondere Entschlossenheit seines Sohnes kannte, seine heftige Liebe sah, so gab er nach langem Kampfe nach.

Antonio (entzückt aufspringend). Sie willigen also ein?

Genaro. Muß ich nicht? Doch warum soll ich dir's länger verhehlen, dein sehnliches Bitten hat mein Herz erweicht! Ich werde wahrscheinlich nicht mehr lange leben! Warum soll ich mir den Trost rauben, daß du mein Grab ehren, mit Thränen benetzen wirst! — In unsern letzten Tagen wird's heller! Vielleicht handelte ich zu hart an meinem Blutsfreunde! vielleicht sollst du mich hier versöhnen, damit ich dort nicht büße! Du willst fort, scheinst zu eilen! geh! Wenn du's möglich machen, die Arme noch retten kannst, so hast du meine vollkommene Einwilligung.

Antonio stammelte noch einige Worte des Danks, und flog nun hin an die Pforte des bischöfflichen Palastes. Lange stürmte er an der Glocke, bis endlich der Pförtner kam, und ihm die Unmöglichkeit, den Bischoff bei so später Nacht zu sprechen, vergebens vorstellte. Er schützte die Wichtigkeit seines Geschäfts vor, und half den Kammerdiener selbst wecken, der ihn bei dem Bischoff melden mußte. Der alte, ehrwürdige Greis ließ ihn sogleich vor sein Bett kommen.

Bischoff. Sohn meines Busenfreundes! was bringst du mir so spät?

Antonio erzählte ihm seine Liebe, seines Vaters Einwilligung, und bat um schleunige Hilfe.

Bischoff. Glücklicher Jüngling, der das in einer Stunde vollendet, was ich schon Jahrelang durch alle Bemühungen nicht vermochte! der Herr hat mein Gebet erhört, und zwei Familien vereint, die unversöhnlicher Haß zu trennen schien! O lebte doch der alte Guido noch! Gianetta soll, muß die Ihrige seyn! Ich will sogleich den Befehl an die Aebtissin ausstellen! (er zog an der Glocke, forderte Feder und Dinte)

Antonio. Die Aebtissin kann mir Gianetten nicht verweigern, aber, Euer Eminenz, ich verlange Dispensation, sie sogleich ehelichen zu können, denn ich fürchte, daß Neider meines Glücks meinen Vater eines Andern bereden.

Bischoff. Auch dies, mein Sohn! (er schreibt)

Hier! Jeder Priester meines Sprengels wird Sie sogleich ohne den geringsten Anstand mit Ihrer Braut auf ewig verbinden (er gab ihm ein Papier).

Antonio nahm es und eilte fort.

Bischoff (ihn zurückrufend). Ihr Vater willigt doch wirklich ein? Ich werde sogleich fragen lassen.

Antonio, Nach Ew. Eminenz Belieben! Noch wacht er; und wenn Sie Zweifel in meine Worte setzen, so will ich, bis der Bote zurückkommt, hier verweilen!

Bischoff. Ueberflüssig wäre diese Vorsicht wohl nicht. Die Freude über eine so glückliche Aussöhnung hätte mich bald unvorsichtig gemacht. Dem jungen Herrn ist in diesem Alter und in diesem Falle nicht immer zu trauen! (Er sandte sogleich seinen Kammerdiener zu dem alten Genaro, nach einer kleinen Weile kam dieser mit des Alten schriftlicher Einwilligung zurück.) Gehen Sie in Gottes Namen, ich habe meinem Amte Genüge geleistet, und werde nun ruhig schlafen.

Antonio dankte und stand nach einigen Minuten vor Gianetten's Wohnung. Er traf ihre Mutter noch wachend an. Sie ordnete eben ihrer Tochter Putz auf Morgen. Gianetta war schon im Schlafzimmer, und betete zu Gott um Kraft und Stärke, denn sie hielt Antonio's Reden für bloße Komplimente, und beweinte die Minute, in der sie den schönen Jüngling sah, dessen Bild schon ganz in ihrem Herzen herrschte.

Die gute Alte erstaunte, als sie ihren Neffen erblickte. Ihr Erstaunen wurde aber weit stärker, als sie seinen Antrag hörte. Wenn es Spott ist, sagte sie, so verdien' ich ihn nicht, und mein armes Kind noch weniger. Wollten Sie ihr die ohnehin bittere Lage ihres Standes noch erschweren, ihr das einzige menschliche Glück, die Ruhe, rauben? Antonio hatte alle Beredsamkeit nöthig, ihr die wahren Gesinnungen seines Herzens begreiflich zu machen. Wie sie aber endlich des Bischoffs Befehl sah, und nun nicht mehr zweifeln konnte, so war ihre Freude ausschweifend. Sie führte den Antonio in der Fülle derselben sogleich vor ihrer Tochter Bette. Gianetta fuhr erschreckt in die Höhe. Antonio kniete zu ihr hin, überströmte ihre Hand mit Küssen. Die Mutter erzählte und Gianetta sank an ihres Bräutigams Hals! Sie nannte ihn ihren Heiland, ihren Erretter, und schwur ihm in dieser feierlichen Stunde ewige Liebe, ewige Treue!

Als man wieder zu sprechen vermochte, so begann folgendes Gespräch:

Die Mutter (noch immer gleich vergnügt und freudenvoll). Aber, Kinder, was wird dies werden? Die Nonnen haben schon Alles zum Feste, zum Schmause zubereitet! der ganze Adel ist schon geladen!

Antonio. Er soll nicht umsonst geladen seyn! Wir wollen Morgen unsere Vermählung dort feiern!

Die Mutter. O gut, o herrlich! Und wie

wär's, wenn wir — — aber das wird wohl nicht gehen!

Antonio. Es geht! beste Mama, es geht! Ich errathe ihren Gedanken! er verdient ausgeführt zu werden!

Die Mutter. Sollten Sie wirklich! —

Antonio. Ja! hören Sie nur, wir entdecken Niemanden etwas von dem, was geschehen ist und geschehen wird. Sie fahren Morgen früh mit meiner Braut nach dem Kloster, begeben sich in die Kirche, wo ich sie schon nahe am Altare erwarten werde, und wenn die Ceremonie ihren Anfang nimmt, wenn der Priester die fürchterliche Frage thut: Was verlangst du? so trete ich hervor und antworte an ihrer Statt. Ich reiche ihm die Ordre des Bischoffs, und lasse mich sogleich mit ihr verbinden! O Gianetta, das soll ein Fest der Wonne und der Freude seyn!

Die Mutter. Ich freue mich wie ein Kind auf diese herrliche Scene, wie's gewiß noch keine in einem Kloster gab! Ich habe alle Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, aber so eine Handlung entweiht sie gewiß nicht! Das wird ein Erstaunen, Verwundern und Gaffen seyn! O wär's nur schon Tag! nur schon neun Uhr!

Gianetta wollte Anfangs in diesen Plan nicht willigen, als aber die Mutter sie darum bat, Antonio seine Bitte mit der ihrigen vereinigte, so gab sie nach, und fand endlich Stolz in dem Gedanken,

ihrem Geliebten vor dem ganzen Volke die Hand zu reichen.

Bis sechs Uhr verweilte Antonio bei Gianetten, man brachte den Plan in's Reine, machte Einwürfe, widerlegte sie, und überließ sich ganz der Freude. Endlich eilte Antonio fort, um sich anzukleiden, und seiner Braut Raum zu geben, ein Gleiches thun zu können.

Um neun Uhr gaben die Nonnen mit allen Glocken das Zeichen zum Anfange des Festes. Gianetta fuhr mit ihrer Mutter nach dem Kloster. Man empfieng sie in der Halle der Kirche, setzte ihr einen Kranz auf, und führte sie unter Trompeten- und Pauckenschall, nach einem Betschemel, nahe am Hochaltar. Das gute Mädchen zitterte, und suchte ihren Antonio, der nahe am Altare stand. Ihr Auge sprach mit ihm, und ihr Muth erneuerte sich. Der ganze Adel nahm nun an beiden Seiten Platz, die Nonnen traten in's Chor, das in der Höhe rings um den Hochaltar gebauet, und, wie gewöhnlich, mit Gittern versehen war. Die Wachen vermochten kaum, den Pöbel in der Ferne zu halten. Ein Benediktinerabt bestieg die Stufen des Altars. Er winkte Gianetten, sie wankte näher. Was verlangst du? fragte sie nun der Abt. Meine Gemahlin zu werden! antwortete Antonio, und überreichte ihm den bischöfflichen Befehl! Er las ihn voll Erstaunen, zeigte ihn seinen Assistenten, und las ihn wieder. Endlich begann er die

Trauung. Einige Freunde des Antonio, die dieser schon vorher unterrichtet hatte, traten als Zeugen hinzu.

Das Erstaunen aller Anwesenden war groß! Keiner glaubte seinen Augen trauen zu dürfen, und Jeder sah unbeweglich und starr nach dem Altare hin! Die Nonnen rissen das Gitter auf, warfen, ihres Gelübdes vergessend, die Schleier zurück! der Pöbel strömte herbei, und gaffte staunend! tiefe Stille herrschte in der ganzen Kirche!

Nach der Trauung führte Antonio seine Gemahlin nach dem Sprachzimmer. Ihre Mutter, die alte Mussati, lud den Adel ein, ihnen zu folgen. Antonio erzählte sogleich der erzürnten Aebtissin die ganze Geschichte, versprach nebenbei, die Kosten des Festes zu tragen, und für seiner Gianetta Erziehung ein Kapital zu zahlen, wovon zehn Nonnen gestiftet werden konnten. Der letzte Grund schien die Aebtissin ganz zu beruhigen, sie sprach sehr freundlich mit Gianetten. Die Uebrigen lachten und scherzten über die schöne Geschichte, und ließen sich die Erfrischungen, die in Menge aufgetragen wurden, schmecken. Gianetta klagte über Durst, die Aebtissin brachte ihr selbst ein Glas Mandelmilch, das sie auf einen Zug leerte. Sie folgte dann ihrem Antonio, der sie seinem alten Vater vorstellen, und seinen Segen für sie erbitten wollte.

Schon im Wagen fühlte Gianetta Anfälle einer

Ohnmacht, sie schrieb's dem ausgestandenen Schrecken zu, und lehnte sich schmachtend an ihres besorgten Antonio's Brust. Wie Beide in des Alten Zimmer traten, knieend seinen Segen empfiengen, so vermochte Gianetta nicht aufzustehen. Sie klagte über eine heftige Kolik, und bald darauf folgten schreckliche Krämpfe. Man eilte nach Aerzten, man rief ihre Mutter. Die Aerzte zuckten die Achsel, die Mutter rang trostlos die Hände. Ich trank im Kloster ein Glas Mandelmilch, sagte Gianetta, und verschied bald darauf in den Armen ihres Mannes. Sechs starke Bedienten konnten ihn nicht von der Leiche wegreißen. Er wüthete, er schäumte! Bald hernach fielen ihm Gianetten's letzte Worte ein, und alle Bewohner des Hauses waren kaum vermögend, ihn abzuhalten, daß er nicht hinritt und die Nonnen mordete. Mit jedem Augenblicke wurde sein Zustand schrecklicher, der gebeugte Vater mußte ihn in sein Bett bringen und binden lassen. So lag er, und rief unaufhörlich seine Gianetta!

Ihr Körper wurde geöffnet, man fand wahrscheinliche, aber nicht sichere Kennzeichen des Giftes. Die Aerzte wagten es also nicht, auf Vergiftung zu entscheiden. Sie hat in des Blutes größter Wallung, sagten sie, ein kühlendes Getränk genommen, darauf folgt auch oft schneller Tod. Der halb verzweifelnde Vater, die trostlose Mutter mußten sich mit diesen Gründen beruhigen, und

und hatten nicht einmal den Trost, Rache über die Urheber ihres Unglücks fordern zu können.

Am Abende des andern Tages wurde Gianetta mit aller möglichen Pracht beerdigt. Die Glocken der ganzen Stadt ertönten dumpf und traurig, das ganze Volk versammelte sich, und Alle beweinten das unglückliche Mädchen. Der Leichenwagen fuhr langsam aus dem Trauerhause, der Posaunenschall erfüllte die Luft. Antonio, der bisher, seiner Sinne beraubt, noch immer angebunden im Bette lag, horchte hoch auf. Mit aller Macht, die dem Menschen gegeben ist, sprengte er seine Bande, daß ihre zerrissenen Stücke an die Wand flogen. Mit gleicher Riesenstärke schleuderte er seine Wächter auf die Seite und eilte an's Fenster. Hier sah er, wie der Leichenwagen die Gasse hinfuhr und das Volk hintendrein betete. Der Anblick mußte ihm schrecklich, unnennbar seyn. Nimm mich mit dir! schrie er, und stürzte sich wüthend vom Fenster hinab. Sein Gehirn bespritzte Gianetten's Leichentuch! — Sein Körper wurde an Gianetten's Seite gelegt. Der tiefgebeugte Vater baute ein prächtiges Mausoläum auf ihre Gruft, und gesellte sich bald zu ihnen. Gianetten's Mutter lebte noch länger, sie ward durch Mussati's Testament die Erbin seines großen Vermögens. Aber sie war unfähig, es zu genießen, ihrer Kinder Tod verbitterte es ihr, und eine unheilbare Abzehrung nagte an ihrem Körper. Auch sie folgte bald ihren Lieben.

Kaspar, der Holzhacker.

In einer kleinen Stadt in Thüringen lebte ein armer Mann, der sich vom Holzhacken ernährte, nnd gerade so viel damit verdiente, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte, und so viel noch davon erübrigte, daß er sich eine kleine Wirthschaft einrichten konnte.

Sein Nachbar, ein wohlhabender Taglöhner, dessen Eltern im Kriege ein ziemliches Vermögen sich erworben, hatte unter vielen Kindern ein Mädchen, Rosine genannt, die schön wie ein Engel war. Der Taglöhner, der erst nach der Eltern Tod seines Vermögens Herr wurde, ließ sich das alles nicht stöhren, sondern lebte sein gewöhnliches Leben fort, gab seinen Kindern keine bessere Erziehung als vor dem, und behauptete, nicht ganz ohne Grund, daß, wenn sein Vermögen in eilf Theile, so viel hatte er Kinder, käme, keines derselben die Lebensart, die er durch bessere Erziehung ihnen angewöhnen müsse, würde fortführen können.

Unter allen diesen eilf Kindern war aber Rosine doch sein Liebling. Er putzte sie immer etwas mehr heraus als ihre Schwestern, und zuweilen

stieg der Wunsch in ihm auf: du wolltest, daß du nur das eine Mädchen hättest, so könntest du mit deinem Gelde gewiß eine recht vornehme Parthie für sie finden, und ihr Glück machen. Rosine verdiente auch wohl, daß ihr Vater ihr gut war, denn sie hatte außerdem, daß sie schön war, ein vortreffliches Herz. Auch hatte ihr Vater sich vorgenommen, sie nicht zu verschleudern, und legte zu dem Ende alle Jahre etwas zurück, was für Rosinen allein gehörte.

Unser arme Holzhacker, der trotz seiner Armuth ein hübscher Junge war, war bei Rosinens Vater gar nicht übel angeschrieben. Die Abende brachte er fleißig bei ihm zu, und wußte ihm manche lustige Geschichte zu erzählen, welche die Kinder, die um einen Tisch saßen, und Federn schleißten, oder eine andere häusliche Arbeit verrichteten, nur gar zu gerne hörten. Kaspar's, so hieß der Holzhacker, Gefälligkeit gieng so weit, daß er eine Geschichte oft dreimal wiederholte, und dies und seine herablassende Bemühung jedem Wunsche zuvorzukommen, machten besonders Rosinens Aufmerksamkeit auf ihn rege. Wenn er zu trinken begehrte, war sie die erste, die es ihm brachte, wenn er weggieng, leuchtete sie ihm bis an die Thüre, und drückte ihm dann die Hand so treuherzig, daß ihm ihre gewünschte gute Nacht gar nicht aus dem Sinne kam. Großer Gott, dachte er, indem er sich niederlegte, wie glücklich wird der seyn, des-

sen Weib Rosine wird. Die Tage müssen ihm Stunden werden, und sein Leben muß ein Paradies seyn. — Wenn sie doch dein wäre, wagte seine Phantasie hinzuzusetzen, aber ein plötzlicher Schauder durchbebte ihn auf einmal. — Was ist das, sprach er zu sich selbst. Warum erschrickst du bei diesem Vorsatz? Kann nicht Rosine dein seyn? Es ist wahr, ihr Vater ist reicher als du, aber er ist ein ehrlicher Kerl, er wird sie einem Armen nicht versagen, der sie glücklich machen kann.

Allein er mochte sich dies vormalen, wie er wollte, so blieb immer ein schauerlicher Widerspruch dagegen in seiner Seele, und dieser disponirte ihn dahin, daß er den andern Tag kälter als gewöhnlich war. Wie Rosine ihn begleitete, frug sie ihn: was ihm fehlte, und er erzählte ihr Alles.

Ganz ohne Falsch sagte sie ihm, es könne wohl der böse Geist gewesen seyn, der ihm dergleichen eingegeben. Wenn sie auf die Gefahr nur mit ihm verbunden wäre, so wollte sie ihm schon glückliche Tage machen. Sie gestehe es ihm, daß sie keinen Menschen besser leiden könnte, als ihn, und sie wollte sich nie einen bessern Mann wünschen.

Kaspar schlich nach Hause; das war ja wohl so gut als ein Jawort, sagte er. Hm! was soll ich nun machen. Alle Vorspieglungen des gestrigen Schauders wichen vor der schönen Versicherung Rosinens, ihn glücklich zu machen.

Er träumte schönere Träume als die vorige Nacht, und stand mit der Gewißheit auf, daß er diese Träume in Wahrheit zu verwandeln sich bemühen wollte.

Von ungefähr traf er in eben dem Hause, in dem er Holz hacken mußte, den Taglöhner an. Er wollte die schöne Gelegenheit nicht vorbeilassen, ihm seine Wünsche zu erkennen zu geben.

Hört mal, Nachbar, sagte er, ihr habt viel Mädchen. Ihr habt zwar auch Vermögen, und es wird ihnen also nicht an Männern fehlen, aber ob sie eben um des Geldes willen, alle gute Männer kriegen, das ist doch immer eine große Frage. Mich kennt ihr, ich bin nicht eigennützig, verlange auch nichts von euerm Gelde. Aber eins von euern Mädchen möchte ich zum Weibe haben. Ich bin artig eingerichtet, und habe mein tägliches Auskommen.

Bernd, der Taglöhner hatte ihm aufmerksam zugehört, setzte sich jetzt auf den Klotz, auf den jener hacken wollte, und sagte: Sprecht weiter, Nachbar.

Das war Kaspar'n eine Vorbedeutung, und er fuhr fort: Unter euern Töchtern ist eine, der ich gut bin, und die mich auch wieder leiden kann.

Bernd wurde jetzt unruhig, und fragte ängstlich: Welche?

Rosine, antwortete Kaspar. — Bernd stand unruhig auf: ich habe euch lieb, Nachbar, sprach

er, aber Rosinen kann ich euch nicht geben. Nennt eine andere.

Das geht nicht, sagte Kaspar. Da wäre ich wohl recht eigennützig, denn da nähme ich eure Tochter des Geldes wegen. Die andern lieb ich nicht. —

So kann ich euer Schwiegervater nicht seyn, erwiederte Bernd, stund auf, und gieng.

Kaspar hackte sein Holz, und manche Thräne fiel dazwischen. Rosine soll also nicht dein seyn, seufzte er immer fort. Der Abend kam. Kaspar konnte nicht zum Nachbar gehen. So wie er den Gedanken dachte, standen ihm Thränen in den Augen. Weinend gieng er zu Bette.

Bei Bernd sah es nicht viel besser aus. Er war verdrießlich nach Hause gekommen, seine Kinder, besonders Rosine, hatten seine Launen empfunden. Sie trösteten sich, Kaspar würde kommen, und den Vater aufheitern. Kaspar kam den zweiten, dritten und vierten Tag nicht, und Bernds Laune wurden nicht besser. Der Sonntag kam. Rosine gieng zum Tanz, wo sie wußte, daß Kaspar hinkam. Er war auch da; wie er sie, und sie ihn erblickte, standen Thränen in beider Augen. Sie giengen in einen abgelegenen Theil des Gartens. Sie erzählten sich ihre Leiden.

Ich gehe fort von hier, sagte Kaspar. Ich verkaufe Alles, und werde Soldat. Thu das nicht,

antwortete Rosine. Ich will erst mit meinem Vater sprechen.

Sie that's am andern Morgen. — Bernd wurde wüthend. Ich habe so viel Liebe zu dir, sprach er. Ich will dich selbst gern so glücklich wissen, und du willst dich an einen Bettelkerl hängen.

Aber er hat mich lieb, sagte sie, ich kann ohne ihn nicht leben.

Nun, so häng' dich an ihn, aber von mir hast du nichts mehr zu erwarten. Ich gebe dir Pflichttheil, und du hast weiter keine Ansprüche.

Er ließ Kaspar rufen. Das Mädchen will euch durchaus, sagte er — ihr sollt sie haben. Er richtete ihr die Hochzeit aus, gab ihr etwas Weniges, und wie die Hochzeit vorbei war, verbot er beiden Eheleuten sein Haus.

Diese schickten unzähligemal an ihn. Nichts war auszurichten. Er wurde von dem Tage an, da Rosine von ihm war, so verschieden von vorher, daß ihn niemand mehr kannte. Er fieng an zu trinken und zu spielen, und sein Vermögen schmolz zusammen.

Dergleichen Folgen konnten bei den jungen Eheleuten keine ruhige Tage zuwege bringen. Die Vorwürfe ihrer Geschwister und der ganzen Stadt verfolgten sie. Du bist Schuld an unsrer Armuth, sagten die Einen. Ihr seyd Schuld an des Va-

ters liederlichen Leben, die Andern. Sie waren unschuldig, trösteten sich zwar damit, hatten aber doch für eine vergnügte Stunde der unangenehmen hundert. Hiezu kamen Nahrungssorgen. Zwei Kinder vermehrten Wirthschaft und Ausgaben. Rosinens Traurigkeit brachte ihr Krankheiten zuwege. Diese fraßen ein Stück nach dem andern, Kaspars Arbeit wurde dadurch gehindert. Er war Bettler, ehe er sich umsah.

Rosine wurde endlich so krank, daß sie dem Tode nahe war. Sie wollte ihren Vater sprechen. Er kam nicht, weil er nicht glaubte, daß sie so krank wäre, und im Grunde, weil er einsah, er hätte Unrecht gehabt, und sich seiner Lebensart schämte. Sie starb ohne diesen Trost.

Wie er aber hörte, daß sie todt war, wachte seine ganze Liebe zu ihr wieder auf. Er eilte zur Leiche, und weinte über seiner erblaßten Tochter. Das konnte sie aber nicht ins Leben zurückrufen, und nach wenig Tagen starb er vor Gram. Seine Kinder fanden mehr Schulden als Vermögen, und fluchten nun über den armen unschuldigen Kaspar.

Dieser hatte seine Rosine zu beweinen noch nicht aufgehört, saß alle Stunden, die er von seiner Arbeit erübrigen konnte, zwischen ihren beiden Kindern, und liebkosete eines um das andere, entzog sich jeden Bissen, um nur ihnen zu geben, und hoffte, der Himmel würde ihn doch wohl

endlich wieder so weit bringen, daß er sie zu Rosinens Ehre groß ziehen könnte.

Allein es war anders beschlossen. Ein Vierteljahr nach ihrem Tode, welches er kümmerlich durchlebte, war er so unglücklich, sich durch einen Fehlhieb an der linken Hand den Daumen wegzuhauen, und die andern Finger zu lähmen. Sein Schrecken war unbeschreiblich. Er nahm ein Tuch, umwickelte die blutende Hand, und gieng zu Hause. Bist du denn zum Unglück geboren? fragte er sich unterwegs selbst. Was soll nun dein Schicksal seyn? Deiner wird sich kein Mensch erbarmen, denn du bist Jedermann verhaßt. Die traurige Lage, in der du so unschuldig so viel Menschen versetzt, hat dich in schwarze Finsterniß gehüllt, daß man dich für einen Bösewicht hält. Gott! du wirst verhungern, oder verzweifeln. —

So trat er in die Stube. Beide Kinder lagen in der Wiege, und schliefen sanft. Der Anblick regte seinen Mismuth bis zum Wahnsinn. Sie schlafen so sanft — aber sie werden erwachen, und dann werden sie um Brod schreien, und du hast keins für sie — du mußt welches schaffen, sprach er wieder. Kannst du Unmensch genug seyn, die Würmer wimmern zu hören. — Er sah sich um, ob nichts zu verkaufen da wäre. Da war auch nichts sein, als die schlechten Kissen, worauf die Kinder schliefen. Er selbst hatte

schon lange auf Stroh gelegen; — und die sollte ich auch nehmen? — Nein, den Schlaf will ich euch nicht entziehen, der ist ja euer bester Theil — ich müßte euch denn vergehen lassen — verhungern — oder erfrieren. —

Was bleibt übrig — betteln, und stehlen — Betteln! — kein Mensch giebt mir etwas. Man weicht mir ja auf den Strassen aus, — Stehlen! — nein, am Galgen kann ich nicht sterben. —

Ha, rief er auf einmal aus, Bist du es Rosine, du winkst mir. Ich verstehe dich; du willst die Kinder haben. Gute, liebe Geschöpfe sind's — aber du hast recht, sie taugen nichts für diese Welt. Ihr wißt nicht, lieben Kinder, was das Leben ist, und welch Elend euch hier erwartet, wißt ihr auch nicht. Besser, ihr erfahrt es nicht. So geht ihr zu dem Vater, der euch besser versorgen kann, als ich, geht zu einer Mutter, die schon bei ihm ist. Ich habe sie ja wahrhaftig oben gesehen. — Noch einmal — Gleich, gleich Rosine.

Dieser Schwung seiner Einbildungskraft wirkte unaufhaltsam mächtig. Er wetzte ein Messer. So, Kinderchen, sprach er, damit es euch nicht schmerzt! und schnitt Beiden den Hals ab.

Ihr seyd ja recht sanft entschlafen, sagte er noch — und indem trat einer von Rosinens Brüdern herein. Er hatte von Kaspars Unglück ge-

hört, und kam, ihm zu sagen, daß es gerechte Strafe vom Himmel wäre, weil er an ihrer Aller Elend Schuld sey. Wie er aber den Anblick sah, wandte sich doch sein Herz um, und er rief aus: Ach Kaspar, was hast du gethan? Rosinens schöne Kinder! — Sind Engel, lieber Bruder, vergieb mir, vergebt mir Alle. Geh hin, und gieb meine That an. Sie kann doch nicht verborgen bleiben. —

So sollen wir noch die Schande haben, dich auf dem Rabenstein zu sehen, rief der Bruder, und eilte von dem schauervollen Auftritt weg.

Nein, das sollt ihr nicht, dachte Kaspar, als er weg war. Er setzte sich und schrieb folgendes:

„Gott hatte mich auf dieser Welt verlassen. Für mich war keine Freude mehr schon lange. Rosine rief meinen Kindern und mir. Ich will lieber in Gottes Hände fallen, als in der Menschen. Begrabt meine Kinder ehrlich. Mit mir macht, was ihr wollt.

Kaspar.“

Er erwartete den Zeitpunkt, bis sein Schwager mit den Gerichtsdienern erschien, weil er auf keine Art und Weise diesem etwa Verdacht zuziehen wollte. Wie sie aber in die Thüre traten,

stieß er sich das Messer in's Herz, und rief aus: Gott sey mir Sünder gnädig!

Er wurde ehrlich begraben, denn Rosinens Erscheinung wurde ihm als völliger Wahnsinn ausgelegt.

Lieutenant K***.

Als der redliche K*** sich seinem Ende näherte, rief er sein Weib und seine Tochter vor sein Bett. Ich habe, sagte er, schon vor langen Jahren ein Testament gemacht. Du, treue Gefährtin meiner Tage, bist Erbe meines Vermögens, dessen Verwalter ich bisher war. Ich hatte nichts, als ich dich heirathete, und ob ich schon dein Heirathsgut doppelt vermehrte, so kann doch mein abwesender Sohn, meine gegenwärtige Tochter nichts von den Zinsen fordern, die ein Kapital trug. Da ich auf diese Art arme Waisen zurücklasse, so empfehle ich sie ganz deiner Obsorge. Sey — was du allzeit warst — ihre Mutter' Mein Wilhelm hat bisher von mir eine monatliche Zulage zu seiner Gage erhalten, versage sie ihm auch ferner nicht. Er ist ein guter Junge und wird dir deine alten Tage versüßen. Noch habe ich auch arme Freunde, sie würden, ohne meine Unterstützung, ihr Brod vor den Thüren suchen müssen. In meinem Schreibpulte findest du ein Verzeichniß desjenigen, was ich ihnen wöchentlich gab. Gieb es ihnen ebenfalls, breche ihnen nichts ab, sie werden für dich

und deine Kinder beten. Die Alte versprach weinend, des Greises letzten Willen zu halten und zu erfüllen.

An dir, liebes Lottchen, fuhr er fort, habe ich schon oft einen übernatürlichen Hang zum Geize beobachtet. Ich habe dich deswegen oft, aber wie ich noch in meinen letzten Tagen bemerkt habe, vergebens ermahnt. Kann das Bitten des sterbenden alten Vaters Eindruck auf dein Herz machen, so hüte dich vor diesem schändlichen Laster. Sparsamkeit ist die Zierde des Weibes, aber Geiz verunstaltet ihre Schönheit. Du hast, ehe ich krank wurde, ein armes Bettelweib die Treppe hinabgeworfen. In der Stunde meines Todes sollte ich dir keine Vorwürfe machen, aber um dein Herz zu rühren, muß ich dir's doch sagen, diese Unbarmherzigkeit war die Ursache meiner Krankheit. Ich härmte mich, ein Kind gezeugt zu haben, das den Namen Mensch entehrt. Gieb mir deine Hand, gelobe mir, hier an meinem Sterbebette, dies nie mehr zu thun, und wenn deine Leidenschaft dich irre führt, so denke an deinen Vater, der darum so ruhig und vergnügt sein Ende erwartet, weil er sich so etwas nicht vorzuwerfen hat.

Lottchen gelobte mit vielen Worten, und der Alte entschlief sanft. Die ganze Stadt bedauerte ihn, denn er hatte den meisten Reichen manche Gefälligkeit erzeigt, vielen Armen geholfen, Keinem

eine Gabe versagt. Seiner Leiche folgten Alle, und sein Grab wurde mit vielen Thränen benetzt.

Seine hinterlassene Wittwe zählte schon sechsundsechzig Jahre. Ein schon von lange her beschädigter Fuß verhinderte sie, das Hauswesen zu besorgen. Nach ihres Mannes Tode vertraute sie es ganz ihrer Tochter, und hütete oft ganze Wochen das Bett, weil ihres Mannes Verlust sie kränkte, der Harm an ihrem Leben nagte, und ihr Schmerz am Fuße sich täglich mehrte. Ihre einzige Beschäftigung war das Gebet. Wenn der Sonnabend kam, so zählte sie allemal das Geld für die armen Anverwandten ihres Mannes auf.

Lottchen strich's ein, aber — man denke sich die grausame Seele des Mädchens! — sie verwahrte es in ihrer Chatulle, und jagte die Bittenden fort. So hat der Redliche, sagten diese, in seinem Testamente unsrer nicht gedacht? Nein, antwortete Lottchen. Auch mündlich nichts verordnet? Nein! erwiederte die Grausame, und die Armen giengen weinend fort, und suchten bald darauf ihr Brod vor andern Thüren.

Auf der Mutter Befehl berichtete Lottchen den Tod des Vaters ihrem Bruder, welcher zu L. in P. als Lieutenant diente. Die gutherzige Alte vermehrte die Zulage, welche ihm sonst der Vater sandte, aber da das Geld durch Lottchens Hände gieng, so unterschlug sie es, und schrieb dem armen Jüngling im Namen der Mutter, daß sie ihm jetzt

nichts mehr schicken, und er, nach dem Beispiele vieler andern Offiziere, schon von seiner Gage leben könne.

Lieutenant K. rang eben so sehr nach Ehre, wie seine Schwester nach Geld. Er war wegen seiner besonders guten Aufführung in seinem Standquartiere angesehen und beliebt. Er war bisher der Theilnehmer jeder Lustbarkeit, was allezeit mit Ausgaben verknüpft ist. Er gab einigen braven Leuten aus seiner Kompagnie Zulage, und machte — damit ich mich doch auch einmal eines Modeworts bediene — in der galanten Welt eine große Figur.

Er kannte seiner Schwester Geiz, und wähnte sogleich, daß sie die einzige Ursache sey, warum die Mutter ihm das Wenige von ihrem Ueberflusse versagte. Er schrieb daher einen dringenden Brief an sie, stellte ihr das Unrecht vor, und hoffte von der Wirkung dieses Briefes Alles, aber der Brief fiel ganz natürlich in Lottchens Hände, und die Unbarmherzige las der betrogenen Alten den Dank ihres Sohnes für das überschickte Geld daraus vor.

So lange Lieutenant K. auf Antwort hoffte, verschwieg er sein Unglück ganz. Er versetzte seine entbehrlichen kleinen Kostbarkeiten, und wie diese nicht mehr zureichten, so aß er im Stillen trocknes Brod, damit er nur seine einmal angefangene Rolle vor der Welt fortspielen konnte. Wie aber viele

Monate, ohne Antwort auf fünf Briefe zu erhalten, verflossen waren, und seine Einschränkung nicht mehr zureichte, so entdeckte er sich seinem Obristen, und bat diesen um ein Vorwort bei seiner Mutter. Dieser fand des Lieutenants Bitte billig, und schrieb mit erstem Posttage an sie. Ihr Sohn, berichtete er ihr, ist einer der besten Offiziere meines Regiments, Sie verhindern ihn an seinem Glücke, wenn Sie ihn zu sehr einschränken, und haben es einst zu verantworten.

Lieutenant K. hoffte nun sicher auf die Aenderung seines Schicksals, aber er betrog sich, denn der Brief fiel auch Lottchen in die Hände, und diese verbarg ihn ganz vor der Mutter Augen.

Wie die Zeit verflossen war, daß Antwort kommen sollte und doch keine kam, so hätte er gerne Urlaub genommen, und wäre selbst nach Hause gereist, um zu erforschen, was seiner Mutter Herz so sehr gegen sein Bitten, sogar gegen die Vorstellung des Obristen stählte. Da er aber über hundert Meilen von seiner Geburtsstadt entfernt war und kein Geld zu dieser Reise hatte, so mußte er diesen Gedanken unterdrücken, und rang nach andern Mitteln.

Es war ihm unerträglich, daß er jetzt schon manches Vergnügen ausschlagen mußte, und wie er hörte, daß man schon überall nach der Ursache forschte, warum er nicht mehr in Gesellschaften, nicht mehr am Spieltische der Damen erschiene,

so war er der Verzweiflung nahe. Aendert meine Mutter nicht bald mein Schicksal, sagte er zu seinem innigsten Freunde, so werde ich es ändern. Sein Freund suchte ihn zu trösten und unter Andern begreiflich zu machen, daß seine Briefe wohl alle könnten verloren gegangen seyn. Gut, sagte K., so will ich dann noch harren, will noch zwölf Briefe, keinen mehr und weniger, an meine Mutter schreiben, aber antwortet sie dann nicht, so soll sie ihrem Sohne nie mehr antworten können.

Schon hatte das unmenschliche Lottchen sechs von diesen Briefen ungelesen verbrannt, und noch vier andere, also in allen zehn an der Zahl, hatte der leidende Bruder schon abgeschickt, als ihn sein Obrist rufen ließ. Hören Sie einmal, sagte der Obrist, als er eintrat, Ihre Frau Mutter muß entweder eine sehr unhöfliche Frau seyn, oder Sie müssen mich in Ansehung Ihrer Glücksumstände mit Unwahrheiten berichtet haben. Es sind bereits vier Monate verflossen, und sie beantwortet mir nicht einmal meinen Brief. Sie haben mich einer wirklichen Sottise ausgesetzt.

Lieutenant K. Wider meinen Willen, Herr Obrist! Hätte ich glauben können, daß meine Mutter aufhören würde, sich ihres Sohns zu erinnern, so würde ich mich nie unterstanden haben, sie um ihr Vorwort zu bitten.

Obrister. Aber was kann sie denn abhalten, mir zu antworten? Ist sie krank? todt?

Lieutenant K. Ich muß mich schämen, daß ich keine dieser Fragen beantworten kann. Ich habe ebenfalls noch keinen Brief erhalten.

Obrist. Wenn wir's beim Lichte betrachten, so wird der Herr Sohn wohl selbst daran Schuld seyn. Die Mutter wird nichts zu antworten wissen, denn sie wird nichts zu schicken haben. Daß ihr Herren so gerne Wind macht. Anfangs Hui, und am Ende Pfui! Alles fragt in Gesellschaften nach Ihnen, und Alles macht Glossen über Sie! Hätten Sie nie groß gethan, so würden Sie jetzt nicht klein scheinen! Gestern sind auch zwei Mann von ihrer Kompagnie desertirt, und wie mich der Kapitain versichert, bloß wegen Ihnen.

Lieut. K. Wegen mir?

Obrist. Ja, wegen Ihnen! Sie gaben den Leuten sonst Zulage, jetzt konnten Sie Ihr Wort nicht mehr halten, und die Kerls giengen, des Wohllebens gewohnt, auf und davon. Ich weiß nicht, wie es der Proprietair nehmen wird, wenn ich ihm dies Alles berichte, wie ich es denn auch berichten muß. Wie gesagt, zu viel Stolz! zu viel Wind! — Sehen Sie nur!

Lieutenant K. eilte, ohne ein Wort zu reden, nach Hause. Sein guter, sonst so willkommener Freund, begegnete ihm unterwegs. Er beantwortete seine Frage nicht, und dankte nicht einmal seinem Gruße. Zu Hause schrieb K. eine halbe Stunde, und eilte dann mit zwei Briefen zum

Obristen. Sie haben, sagte er zu diesem, an meiner Mutter Glücksumständen, und folglich an meinem Worte gezweifelt. Um Sie von beiden zu überzeugen, so bitte ich Sie bei Ihrer Ehre, diese zwei Briefe durch eine sichere Gelegenheit an meine Mutter zu überschicken. Sie werden vielleicht Bekannte in meiner Vaterstadt haben, machen Sie, daß einer von diesen die Briefe meiner Mutter selbst einhändigt, und Sie werden hören, daß Lieutenant K. nicht gelogen hat. Ich habe übrigens aus Ihrer Erzählung vernommen, daß ich ein Hohngelächter, ein Gespötte, ein Mährchen der ganzen Stadt bin, und bin also gezwungen, mir Satisfaktion zu nehmen.

Obrist. „So werden Sie mit der ganzen Stadt sich duelliren müssen.

Lieutenant K. machte ein stummes Kompliment und gieng. Die Glocke hatte eben 11 geschlagen, um 12 Uhr rapportirte der Adjutant dem Obristen, daß sich Lieutenant K. auf seinem Zimmer erschossen habe.

Der Obrist erschrack heftig, nannte sich die Ursache seines Todes, und eilte nach des Lieutenants Wohnung. Er fand ihn todt auf seinem Bette. Die Kugel war durch's Herz gegangen. Sein Auge war geschlossen, und seine Miene glich der Miene des sanft Entschlafenen. Der Obrist bat den Todten mit Thränen um Verzeihung, und befahl, ihn anständig zu beerdigen. Als er nach

Hause kam, ließ er einige Offiziere rufen, und eröffnete in ihrer Gegenwart die zwei Briefe, welche ihm der Ausgelittene anvertraut hatte. Der erste war an seine Mutter:

Meine Mutter!

Seit dem Tode meines Vaters habe ich schon sechszehn Briefe an Sie abgeschickt, und auf alle diese Briefe keine Antwort erhalten. Ich habe geweint, gebeten, um Gottes und meines Erlösers willen gefleht, und man hat meine Thränen verachtet, mein Bitten und Flehen nicht gehört! Kann ein Weib ihres Kindes vergessen? Sie kann's, will ich sagen, wenn ich vor Gottes Throne hintrete, und er mich fragt: Warum ich ungerufen erscheine? — — — Dieser Brief bedarf keiner Antwort mehr! ich habe ihn in der letzten Stunde meines Lebens geschrieben, wenn Sie ihn erhalten, so modere ich schon. Ich muß, Mutter, ich muß sterben! meine Ehre ist äußerst gekränkt! Ich bin das Hohngelächter der Stadt geworden. Man hat mich einen Lügner, einen Prahler gescholten! — — O meine arme! o meine betrogene Mutter! Ich fühl's, mein Herz sagt mir's, Sie sind an allem Unglücke unschuldig! meine Briefe sind unterschlagen, sind ihren mütterlichen Augen verborgen worden. Wie könnten Sie, die Güte, die Sanftmuth selbst, ihrem einzigen, ihrem geliebten Sohne einige elende Gulden versagen? Den letzten Bissen will ich mit dir theilen! Wenn dir etwas mangelt,

so schreibe an mich, sagten Sie, als Sie mich die Treppe hinunter zum Wagen führten. Noch an der Ecke der Gasse sah ich ihr Auge in Thränen glänzen, und Ihre Hände für mich sich zu Gott emporheben. Diese Worte, diese Thränen, dieser Segen sollte Heuchelei, Verstellung gewesen seyn? Nein! Nein! Sie sind hintergangen, Sie sind betrogen! Sie erfahren Ihres Sohnes Leiden erst mit seinem Tode! O schrecklich für mich! schrecklich für Sie! aber ich muß! es nagt, es kämpft in meinem Innersten! — — Ich spreche Sie vor der ganzen Welt frei von der Ursache meines Todes, auch bei Gott will, kann ich Sie nicht anklagen, denn Sie sind meine Mutter! —

Um drei Viertel auf 11 Uhr.

Für mich ist keine Rettung! keine Hilfe! die Pistolen sind geladen! Ich sterbe! Ein Leben ohne Ehre schmeckt bitterer als der Tod selbst. Ich bin keinen Pfennig schuldig. Hätte ich Schulden gemacht, so würde ich als ein Betrüger aus der Welt gehen! Leben Sie wohl, theure Mutter! Tausend Dank für alle Wohlthaten, die Sie mir so oft erzeigten! tausend Dank für jedes Stückchen Brod, das Sie mir immer wider den Willen meines guten Vaters, mit Honig bestrichen, und das ich oft unter Ihrer Schürze verbarg, wenn er unversehens hereintrat. Ich erinnere mich dessen noch gut, und danke Ihnen noch einmal dafür! Sie sind überredet, Sie sind betrogen worden!

Aber Wehe dem Betrüger, nicht allein meine Flüche, mein Leben, auch Ihr Angstgeschrei, Ihre Thränen wird er zu verantworten haben! Geben Sie den Armen, daß sie für mich beten, geben Sie reichlich, daß ich dort nicht eben so unglücklich werde, wie ich es hier bin! Beten auch Sie für mich! Ich küsset ausendmal Ihre mütterliche Hand! Gott erbarme sich Ihres unglücklichen Sohns

Heinrich K.

N. S. Meine Mutter ist ganz unschuldig an meinem Tode. Dieses bestätige ich nochmals und sterbe mit dieser Ueberzeugung.

Heinrich K.

Der andere Brief war an seine Schwester; er lautete:

Ich habe lange nachgedacht, lange überlegt, ich wollte in der Stunde meines Todes Keinem Unrecht thun! Aber Dein unersättlicher Geiz hat Dich verrathen! Du bist die Ursache meines Todes! Du hast alle meine Briefe unterschlagen, oder Du hast meiner Mutter Herz von mir abgewandt! Weh' dir! Dein Bruder stirbt, und er wird Dich dort als seine Mörderin anklagen! Die Nachricht meines Todes wird der guten Mutter Leben verkürzen, und dein Wunsch, den Du so oft gegen mich äußertest, ist erfüllt. Du wirst im Kurzen Erbin des ganzen Vermögens seyn! Aber sein Genuß soll Dir bitterer als der Tod selbst schmecken. Wenn Du hintrittst vor den vollen Kasten, ihn be-

gierig aufreissest, deine Schätze zählen willst, so will ich vor Dich hintreten, Dir mein blutendes Herz zeigen, und Rache über Dich rufen! Grausame, unmenschliche Schwester! Dir kann's nie auf Erden wohl gehen, und dort, wo ich in einer Stunde hingehe, dort kannst Du nicht verantworten, was Du nur mir thatst. — — —

Sollte ich mich doch irren, solltest Du doch unschuldig seyn, so verzeih mir, aber Fluch treffe Dich, wenn's wahr ist, was mein Herz mir sagt.

Heinrich K.

Man beschloß, der armen Mutter ihres Sohnes Briefe zu schicken. Damit sie aber sicher in ihre Hände kämen, so schrieb der Obrist an den Kommandanten der Stadt, in welcher sie wohnte, schloß die Briefe ein, und berichtete ihm des Unglücklichen Ende. Der Kommandant kannte die Frau K. schon von lange her, ließ ihren Arzt rufen und trug ihm auf, ihr die schreckliche Nachricht mit aller möglichen Vorsicht zu hinterbringen. Der Arzt vollzog den Willen des Kommandanten. Frau K. hatte nach einigen Wochen zum Erstenmale wieder das Bett verlassen, sie saß in einem Lehnstuhle, und fragte eben kummervoll ihre Tochter, ob denn mit der heutigen Post kein Brief von ihrem Heinrich eingetroffen sey? Der Arzt ergriff diese Gelegenheit, und erzählte ihr nach vielen Vorbereitungen das traurige Ende ihres Sohnes. Sie staunte vor sich hin, weinte nicht, sprach nicht. Getäuscht

von dieser äußerlichen Ruhe, fieng er an, ihr des Unglücklichen letzten Brief vorzules n. Als er auf die Worte kam: Kann ein Weib ihres Kindes vergessen, — so sank die gute Alte ohnmächtig vom Stuhle. Man sprang hinzu, und der Arzt fand sie todt. Sie war hinübergegangen, um es ihrem Sohne selbst zu sagen, daß sie ihn nie vergessen, ihn stets in ihrem mütterlichen Herzen getragen habe.

Bei der Mutter Leiche las nun der Arzt auch der Schwester des Bruders Brief vor. Aber sie leugnete standhaft, je einen Brief erhalten zu haben, nannte kühn den Todten einen Muttermörder, und war nun Erbin des großen Vermögens.

Ehe noch das halbe Trauerjahr verflossen war, heirathete die Unmenschliche einen braven, geschickten Advobaten, der, geblendet von ihrem großen Vermögen, sich in ihren Armen ein ruhiges, reizendes Leben versprach. Aber qualvoll waren die Tage, die er mit ihr durchlebte. Jeder Bissen, den er aß, war mit ihren Vorwürfen gewürzt. Im zweiten Jahre starb er ganz entkräftet, und dankte auf seinem Todtenbette Gott, daß er ihn von diesem Ungeheuer befreite. Lottchen heirathete bald darauf wieder, und gieng im dritten Jahre auf's Neue hinter ihres Mannes Leiche. Nun war aber ihr unersättlicher Geiz, ihr schlechter Charakter der ganzen Stadt bekannt, sie wartete vergebens auf einen neuen Freier, und war ge-

zwungen, sich selbst einen zu suchen. Vielen ließ sie ihre Hand antragen, und Viele verwarfen sie mit Abscheu. Da wurde sie endlich mit einem jungen Menschen bekannt, dessen Name in der ganzen Stadt eben so berüchtigt, wie der ihrige, war. Sie nahm ihn in ihr Haus, und man sprach schon laut, daß sie ihn ehelichen würde. Aber Gott hatte ihn zu ihrer Strafe gesandt. Noch vor der Hochzeit schlug er sie einst so erbärmlich, daß sie durch drei Wochen das Bett hüten mußte. Kaum hatte sie ihr Krankenlager verlassen, so warf er sie in einem neuen Zanke die Treppe hinunter, und nach fünf Wochen starb sie.

Hauptmann S*.

Unter einer monarchischen Regierung, deren Szepter schon oft das schöne Geschlecht in Händen hatte, kömmt das Leben eines Selbstmörders vor, dessen Handlung wohl einzig in der Welt ist. Wenigstens wüßte ich mich keiner ähnlichen zu entsinnen, die unter solchen Umständen dieselben gewesen.

Hauptmann S*, so wollen wir den Mann nennen, der uns den Stoff zu dieser Geschichte gab, hatte lange brav und redlich gedient, als sein Vater, der auf einem sehr schönen Gute lebte, starb. Hauptmann S* war mit seinem Vater wegen ihrer veschiedenen Denkungsarten nicht ganz einig gewesen. Ein Großer des Hofes, der nahe bei diesem Gute seine Besitzungen hatte, fand, daß ihm dieses Gut gelegen war, und hatte lange mit dem Vater des Hauptmanns in Unterhandlung gestanden, um es zu kaufen. Bei seinem Leben hatte es der Alte nicht abgetreten, aber kurz vor seinem Tode schloß er noch den Handel, und verkaufte es dem Grafen, so wie es stand und lag, für eine ansehnliche Summe. Er setzte seinem Sohne einen

Bevollmächtigten, der das Geld in Empfang nehmen mußte, und von allem diesem erfuhr der Sohn eher nicht, als bei der Nachricht von dem Absterben seines Vaters, da er denn befragt wurde, ob er das Geld an den Ort seines Aufenthalts haben, oder selbst kommen wollte, es in Empfang zu nehmen.

Der Hauptmann erschrack über diese erhaltenen Nachrichten nicht wenig, schrieb dem Bevollmächtigten, daß er nicht Geld, sondern sein Gut, welches ein Familiengut sey, haben wolle, daß er es auf der Stelle reklamiren möchte, und suchte zugleich um seinen Abschied an.

Der Bevollmächtigte war eine Kreatur des Großen, und also war es natürlich, daß dieser den Brief sogleich zu lesen bekam. Der Brief wurde auf der Stelle kaßirt, das Gut nicht reklamirt, und der Abschied dem Hauptmann so schwer gemacht, daß ein Jahr und sechs Wochen verliefen, ehe er ausgefertigt wurde.

Wie ihn der Hauptmann endlich bekam, rief er aus: Gottlob! nun soll die Chikane bald ein Ende haben. Wie erschrack er aber, als er bei seiner Zurückkunft sein Gut noch nicht reklamirt fand. Er stellte den Bevollmächtichten zur Rede, der mit der dreistesten Frechheit ihm ins Gesicht behauptete, in seinem Briefe habe nichts von Reklamiren gestanden, und ohne im Geringsten verle-

gen zu werden, hinzu setzte, er würde den Brief aufsuchen, und ihn thätlich davon überzeugen.

War ich denn damals blind oder verrückt, sagte der Hauptmann, der nicht gewohnt war, irgend jemanden Lügen zu strafen, als ich schrieb? Ich wollte meine Seligkeit verschwören, daß ich's geschrieben hätte. Thut aber nichts. Mein Gut soll mir wohl werden.

Der Bevollmächtigte, der von dem Großen gestimmt war, suchte Alles hervor, ihn zu bewegen, daß er doch lieber die ansehnliche Geldsumme, für welche er das schönste Gut kaufen könnte, annehmen möchte, aber vergebens.

Nein, erwiederte der Hauptmann, ich will auf dem Gute meiner Väter leben und sterben. Es war der einzige Wunsch meines Lebens, der einzige Trost in allen Kümmernissen, die mich trafen, ich habe mir ein Paradies darin gedacht, und habe geglaubt, nun zu dessen Besitz zu kommen. Und mir sollte das Einer nehmen, der der Güter, der Besitzungen für sich genug hat. Nimmermehr! und sollte ich Alles daran wenden, und hätte ich auch nicht meine einzige selige Hoffnung auf den Besitz dieses Guts gesetzt, so wäre es Pflicht, diesen Hyänen einmal zu zeigen, daß sie nicht Alles verschlingen können, was ihnen ansteht. Kann der reiche Mann des Armen einziges Schäfchen nicht verschonen?

Dies alles erfuhr der Große auf's Schnellste

wieder, und als der Hauptmann zu ihm kam, um seinen Vortrag zu machen, war er schon auf Alles vorbereitet. Dieser fand alle Zimmer seines Landhauses so verwandelt, daß er es kaum mehr kannte, und seufzte darüber.

Ich will ihnen keine Vorwürfe machen, sagte er zum neuen Besitzer. Sie wünschten, und wandten Alles an, ihre Wünsche zu befriedigen; allein ich glaube, Sie werden auch der Billigkeit Gehör geben. Mein Wunsch war immer, hier zu leben und zu sterben. Meine einzige Freude war die Aussicht auf hieher. Die Rückerinnerung an glückliche Kinderjahre sollte mit den Freuden des gesetzten Alters hier abwechseln. Ich kenne kein Glück als dieses, ich habe keinen Zweck als diesen. Ein glückliches Jahr hier als in meinem Eigenthum verlebt, wiegt mir ein Menschenalter voll Zerstreuungen auf. Meiner Väter Feld zu bauen, und mich davon zu nähren, das ist eine Aussicht, um die mich Könige beneiden könnten, wenn sie wüßten, wie so ganz glücklich sie mich machte. Ich habe mir bei jedem Baum neue Süßigkeiten geträumt. Jedes Grasplätzchen erinnert mich an irgend eine glückliche Stunde, und in der Veränderung, die mir Alles hier gewähren wird, steckt mein Himmel. Den werden sie mir nicht rauben. Ich habe die nächsten Rechte an dieses Glück.

Ich bedaure es, sagte der Große, daß ich die Wirkungen einer so glücklichen Einbildungskraft

habe stören müssen — hätte ich das Alles gewußt, so hätte ich es nicht gethan. — Es ist jetzt zu spät. Wenn Sie auch im Besitze wären, Sie würden wenig mehr vom Alten finden. Sie sehen, ich habe Alles hier geändert, und so ist's auch mit den Ländereyen gegangen. Sie würden wenig Bäume mehr auf ihrem Flecke, wenig Grasplätzchen mehr als Wiese finden. Jeder hat so seinen Geschmack.

Sehr traurig, daß dieser Ihr Geschmack gerade mein Familiengut getroffen, daß Sie zerreissen mußten, was Jahrhunderte baueten. Was Sie von meiner Seligkeit zerstört haben, das will ich Ihnen vergeben, denn Sie wußten nichts von meiner Anhänglichkeit. Lassen Sie meine Sorge seyn, das wieder in die alte Lage zu bringen. Aber von nun an halten Sie ein. Ich zahle Ihnen Alles, was Sie verbessert haben wollen, und fordre mein Familiengut nach aller Form Rechtens zurück.

„Zu spät, mein Schatz! zu spät, mein Herzensfreund.“

Zu spät? Wann ist es zu spät, Unrecht wieder gut zu machen? Wann zu spät, Billigkeit zu üben? Wann zu spät den Unglücklichen glücklich zu machen?

„Deklamiren sie nicht so viel, Bester! Es hilft ja nichts.“

Nichts helfen soll es, wenn der Unterdrückte seine Stimme erhebt? Herr! Sie sind nicht allein Mensch, Sie sind fast immer Richter. Wenn Sie

taub seyn wollen, Gott bewahre, wo sollen wir dann Gerechtigkeit hernehmen? Hören Sie mich, lassen Sie den Weg der Güte sich lenken. Recht muß mir doch werden, denn ich biete Himmel und Erde dafür auf.

»Und Himmel und Erde werden Ihnen nicht Recht geben können. Ihr Recht ist verjährt. —«

Freylich! So seyd Ihr — bei Euch kann wohl auch Menschlichkeit verjähren — Herr! Sie haben falsch gerechnet. Mein Archiv soll Ihnen beweisen, daß Sie Unrecht haben. Bei unsern Familienverträgen findet keine Verjährung Statt. Führen Sie mich ins Archiv.

»Das ist ein's meiner Staatszimmer geworden. Ihre Papiere sind aber zusammen aufgehoben.«

Er führte den Hauptmann dahin, wo er schon Alles durchgesehen hatte, und der Hauptmann fand nicht, was er suchte. Ja, sagte er, hier hat man Papiere unterschlagen. —

Nicht noch einmal eine solche Beschuldigung, erwiederte der Große, oder Sie werden mein Gefangener seyn. Das ist Alles, was ich fand. —

Der Hauptmann besann sich etwas. Wohl, sagte er, es wäre das genug, wenn ich's mit billigen Leuten zu thun hätte, aber wo Sie am Ruder sind, da kann ich nichts erwarten.

Kalt und fühllos bat ihn der Große, alle Beleidigungen wegzulassen.

Der Hauptmann fragte noch einmal bittend und rührend, ob er nichts von seiner Nachsicht zu hoffen habe?

Nach meinen gemachten Veränderungen, war die Antwort, ist Ihr Gut mir jetzt so lieb, als es Ihnen ehedem war. Also urtheilen Sie selbst, was ich thun kann.

Der Hauptmann nahm jetzt still seinen Abschied und seine Papiere, die einzigen Ueberbleibsel seines herrlichen Gutes, mit sich. Das ist Alles, was ich gerettet habe, sprach er zu seinem Bevollmächtigten. Allein es fehlen mir noch wichtige Papiere.

Das muß wohl seyn, erwiederte dieser. —

„Ja, ich weis mich zu entsinnen. —"

So? wüßten Sie vielleicht, wo sie wären. Der Minister har mich oft darnach gefragt, denn er meynte auch, es müßte das Wichtigste fehlen, und er hätte sie gern gehabt. —

„Hätte er sie gern gehabt? das glaub' ich, ich hätte sie auch gern. —"

Bei diesen Worten packte der Hauptmann die Schriften zusammen, und bat den Bevollmächtigten, sich inskünftige zu hüten, zweien Herren zugleich zu dienen, denn ohne seine Beihülfe könne der Minister ia unmöglich wissen, daß das Wichtigste fehle. Wenigstens danke er ihm, daß er sich versprochen, und ihm die Augen geöffnet.

Der Hauptmann reiste nun zur Hauptstadt, und machte da den Prozeß gegen den Minister

anhängig. Jedermann versprach ihm wenig Glück. Er verlangte eine Audienz bei der Monarchin, die er auch erhielt. Sie empfing ihn sehr gnädig, erinnerte sich seiner Dienste, wünschte, daß er sie fortgesetzt haben möchte, und versprach, was seinen Prozeß beträfe, die strengste Gerechtigkeit anzubefehlen.

Mehr wollte der Hauptmann nicht. Der Prozeß wurde anhängig, und von beiden Seiten hitzig geführt. Aber des Klägers Beweise reichten nicht hin. Die versäumte Rückforderungszeit schlug ihn nieder, und das erste Urtheil fiel schlecht aus. Er sah, er hatte andere Dokumente nöthig, er wußte, wo sie waren, und konnte ihrer nicht habhaft werden. Der Bevollmächtigte hatte jenen Brief, der ihn hätte retten können, abgeschworen.

Er verlangte, man solle ihn ins Archiv des Schloßes lassen, um zu untersuchen, ob seine fehlenden Dokumente nicht irgendwo verborgen wären. Dagegen protestirte der Minister, und behauptete, er sey nicht berechtigt, den Eingang in eines Andern Eigenthum zu fordern. Wüßte er verborgene Orte, so könne er sie angeben, und man wolle suchen. Aber das wollte der Hauptmann eben nicht, denn er wußte zu gut, daß man sie in einem solchen Falle vernichten würde.

Er sann also auf einen andern Ausweg. Er hatte noch einen einzigen Busenfreund, der von Jugend auf bei ihm gewesen war, und sich nun

von ohngefähr wieder zu ihm fand. Da ihn Niemand mehr kannte, so instruirte er ihn, was er zu thun und zu lassen habe, gab ihm Nachricht von dem verborgenen Schrank, und ließ ihn, als Haushofmeister Dienste beim Minister suchen.

Der Minister nahm ihn an, so wie er aber gewohnt war, seine Leute im Anfange genau zu beobachten, so bemerkte er, daß dieser Mensch das Archivzimmer mehr als die übrigen besuchte, und sich immer darin zu schaffen machte. Er schöpfte Verdacht, und ließ ihn beobachten.

Die Zeit wurde gut genug gewählt. Der Minister war verreist, als der Haushofmeister sein Tempo ersah, und die Dokumente glücklich erwischte. Aber er hatte nicht gesehen, daß ein Kind des Ministers auf ihn Acht hatte, welches den Vorfall der Mutter erzählte, die laut der Ordre, die sie hatte, gleich einen Kurier abfertigte. Indessen hatte Jener, ehe der Minister ankam, schon eine Abschrift davon genommen. Kaum war dieser aber auch im Hause, als ihm die Originale abgenommen, und er sogleich schimpflich fortgeschickt wurde. Er konnte dem Hauptmann nur die Abschriften geben, aber auch diese waren ihm angenehm, und wie hätte er auch glauben können, daß sie ihm zu nichts helfen würden?

Zu spät bemerkte der Minister, daß wirklich Abschriften genommen waren, und jetzt nahm er sich vor, ehe er auf's Aeußerste gieng, noch einen Weg

zu wählen, wodurch er vielleicht die Sache beilegen, wo nicht, sich doch wenigstens bei seiner ungerechten Sache vor allen üblen Folgen sicher fühlen könnte.

Er gieng nämlich zur Monarchin selbst, stellte ihr seine Sache als höchst rechtmäßig vor, sagte, er könne mit Ehren nicht zurückgehen, zeigte aber für des Hauptmanns Lage, obwohl sein Eigensinn daran Schuld war, so viel Theilnahme, daß sie ihn nur bat zu sagen, was sie für ihn thun könnte.

Er verlangte nichts weniger als ein Regiment für den Hauptmann, und daß die Monarchin es ihm selbst möchte anbieten lassen, wenn er vom Prozeß abstehen wollte.

Dieß geschah. Der Hauptmann wunderte sich, und verlangte wieder Audienz. Er fiel ihr zu Füssen, und bat sie, keine Versuchung weiter auf ihn zu richten, um ihn zur Verläugnung seines Rechts zu verleiten. Er sey bereit, seinen Kopf zu verlieren, wenn er nicht Recht habe. Er habe es mit einem wichtigen Manne zu thun, aber er hoffe, die Monarchin werde ohne Ansehen der Person gerecht seyn. Die ihm angebotene Gnade sey ihm theuer, allein verkaufen könnte er das Blut und die Denkungsart seiner Väter nicht. Sie möchte dem Rechtshandel seinen Lauf lassen.

Sie hieß ihn aufstehen. Sie versicherte ihm, sie habe nichts weniger willens, als sein Recht zu kränken. Er solle es ausführen, und solle aber

bedenken, daß, wenn er verlöre, sein Starrkopf ihn zugleich um ihre Gnade brächte. Sie wollte noch einmal auf die strengste Gerechtigkeit dringen.

Der Hauptmann dankte, gieng, und der Prozeß nahm heftiger als vorher seinen Fortgang, der Gutsbesitzer mußte aufs Äußerste gehen. Er läugnete, daß je solche Dokumente gefunden worden, erklärte die Abschriften als neugeschmiedete Dinge, und konnte leicht den einzigen Zeugen des Hauptmanns, den Haushofmeister, ungültig machen, da er ihm Privathaß Schuld gab. Er behauptete, der verborgene Schrank sey ihm schon bekannt gewesen, und die Dokumente, die man herausgenommen, beträfen seine eigenen Güter.

Kurz, der Hauptmann verlor durch alle Instanzen, und es war nun unmöglich, daß er je in den Besitz seines Eigenthums kommen konnte.

Nein, rief er aus, es giebt auf Erden keine Gerechtigkeit mehr, denn Monarchen nehmen sich der Sachen selbst nicht an, sondern überlassen sie Bösewichtern. Das Schwerdt in Schurkenhänden trifft, was ihm im Wege ist. Aber mir bleibt noch eine Instanz, und an die will ich appelliren.

Er suchte noch eine Audienz bei der Monarchin. Sie wurde ihm oft abgeschlagen. Aber er wurde immer ungestümer.. Endlich sagte die Monarchin zum Minister: Was will der Mann?

hatte er denn Unrecht? — „Das hatte er, aber vielleicht will er Gnade“ — So soll er kommen.

Der Hauptmann freute sich kindisch. Der Tag erschien. Er trat ins Audienzzimmer.

Was will Er von mir? sprach die Monarchin. Er hat seinen Prozeß verloren.

Ja, Ihro Majestät, erwiederte er. Vor Ihnen, und vor der ganzen Welt. Aber ich habe unschuldig gelitten, und mir bleibt noch eine Instanz. Ich muß an diese appelliren, weil sie ihren Richtern zu viel Gewalt lassen. Ich gehe voran, und zitire Sie dahin, um meine Sache zu entscheiden.

Bei diesen Worten zog er ein verborgenes Terzerol, schoß sich vor den Kopf, und fiel todt zu der Monarchin Füßen.

Bei Gott! rief sie aus, mit dem Mann muß man nicht redlich umgegangen seyn.

Giovanni Liobetti.

Als der Herzog von Modena die Regierung übernahm, so war sein erstes Geschäft, sein Gebiet von den schädlichen Banditen zu reinigen, die damals ganz Italien unsicher machten, und um ein Paar Zechinen das nützlichste, rechtschaffenste Glied des Staats mordeten. Er verfolgte sie mit der äußersten Strenge, und wenn irgend einer in sein Land flüchtete, so wurde er sein Richter und verurtheilte ihn zum schmählichsten Tode. Die Polizei wurde auf einen bessern Fuß gesetzt, auf jeder Gasse standen Diener derselben, die über die Sicherheit des beschäftigten Bürgers wachen mußten. Des Herzogs Bemühung hatte die herrlichsten Folgen. Seine Unterthanen wandelten nun sicher um Mitternacht, und segneten am Morgen ihren Landesvater, wenn sie erwachten, Keinen ihrer verlornen Anverwandten beweinen, nicht um ihr geraubtes Eigenthum jammern durften.

Schon zählte der menschenfreundliche Regent drei Monate, binnen welchen auf den Gassen seiner Residenz kein Ermordeter gefunden worden, und eben freute er sich darüber, als ihm der Poli-

zeipräsident meldete, daß man diesen Morgen eine ganze edle Familie in ihrer Wohnung ermordet, und aller Kleinodien beraubt gefunden hätte. Er erstaunte, aber sein Erstaunen wuchs bis zum äusserſten Grade, als man ihm am zweiten, dritten und vierten Morgen das Nämliche meldete, und er nun in einer Woche fünf und fünfzig Ermordete zählte. Ein guter Monarch ist der Vater seiner Unterthanen, man denke sich also den Schmerz des Herzogs, der in einer Woche so viele Kinder verlor, sie überdies noch deswegen zu verlieren glaubte, weil er durch seine strenge Aufsicht der Banditen Rache gereizt hatte. Alle möglichen Anstalten wurden getroffen, und alle möglichen Anstalten waren vergebens. Dem Herzog wurde Alles verdächtig, und nirgends fand er seinen Verdacht bestätigt. Er setzte den Barigello ab, ernannte einen thätigern, aber bald hernach erzählte man ihm eine neue Mordthat. Da immer in einem Hause viele Personen, und, was am Meisten zu verwundern war, alle in ihren Betten ermordet gefunden worden, so war sehr natürlich zu glauben, daß sich eine ganze Bande von Ungeheuern zusammengerottet hätte, die vereint diese Mordthaten begiengen. Der Herzog ließ also alle arme, und nur irgend auf eine Art verdächtige Personen gefangen nehmen. Man führte binnen zwei Tagen neunhundert Personen in's Gefängniß, Jeder wurde verhört, streng untersucht, und Keiner schuldig be-

funden. So lange die Untersuchung dauerte, herrschte Friede und Ruhe in der Stadt; so bald sie geendigt war, und die Gefangenen losgelassen wurden, begann der Mord von Neuem.

Es schien nun erwiesen, daß unter denen, welche gefangen saßen, die Thäter mitbegriffen waren; aber welche unter den Vielen es seyn mochten, konnte Niemand bestimmen. Sie Alle, ohne den geringsten Beweis, ohne den mindesten Verdacht gefangen zu halten, oder Alle, und mit diesen gewiß sehr viel Unschuldige, zu martern, schien dem Herzog eine That, die dem Morde selbst ähnlich wäre. Er forschte also nach einem andern Rath, aber seine Richter vermochten ihm keinen zu geben.

Wie einst der Fürst sehr darüber trauerte, so erzählte ihm eine Dame, daß sich in Massa Carara ein Justizverwalter befände, der die besondere Gabe hätte, Jedem, auch dem verruchtesten Bösewicht, das Bekenntniß seiner That abzulocken. Der Fürst sandte sogleich nach ihm, und der Justizverwalter erschien. Wie man ihm den ganzen schrecklichen Vorfall erzählt hatte, so versprach er, Mittel zu suchen. Die ganze Justizpflege wurde ihm also übergeben, und er ließ auf's Neue alle diejenigen, welche vor einem Monate gefangen saßen, nach dem Gefängnisse bringen. Sie wurden in verschiedene Zimmer vertheilt, in jedes Zimmer aber ein treuer und bewährter Mann als ein Gefangener mit hineingeführt. Dieser hatte den Auftrag, der

Uebrigen Reden zu beobachten, und wenn er, wie die Andern, zum Verhör geführt wurde, darüber Rapport abzustatten. Keiner wußte zum Erstenmale etwas Wichtiges oder Verdächtiges zu erzählen, nur Einer sagte aus, daß, als die Gefangenen unter sich einstimmig behauptet hätten, es müßten der Mörder Viele seyn, ein Schuhflicker zu ihm gesagt hätte: Glaubt ihr mir, der Herzog und die ganze Stadt trügt sich. Es sind der Mörder nicht Viele. Es ist nur ein Einziger! und da dieser stets schweigen wird, so kann die Sache nicht entdeckt werden. — Der aufmerksame Justizverwalter hielt diese Rede für sehr wichtig, und als er nach einigen Tagen, nach vielen Verhören nichts Wichtigeres vernahm, so entließ er Alle, und behielt nur den Schuhflicker gefangen.

Durch einen Monat blieb dieser ohne Verhör im Gefängnisse, und keine neue Mordthat störte die zurückkehrende Ruhe. Der Justizverwalter glaubte nun sicher den wahren Thäter zu haben, aber noch schien ihm und Allen unmöglich, wie dieser Einzige so viele Mordthaten begehen konnte. Noch wußte er auch eben so wenig, wie er ohne Beweis, ohne Zeugen, den Thäter zum Geständniß bewegen sollte. Er zog unterdessen Nachrichten von dem Lebenswandel dieses Schuhflickers ein, und hörte zu seinem Erstaunen, daß dieses ein lustiger, ehrlicher und überdies sehr christlicher Mann sey. Sein Hausherr attestirte, daß der Arme niemals

zur Nachtzeit herumgeschwärmt wäre, nie eine verdächtige Person beherbergt, und sich durch acht Jahre redlich mit Schuhflicken ernährt hätte. Viele Herrschaften, bei denen er als der lustige Schuhflicker bekannt war, und denen er oft bei der Tafel einen Spaßmacher abgegeben, baten für ihn. Eine alte Gräfin interessirte sein Unglück besonders, sie fuhr selbst zu dem Justizverwalter. Ich stehe für den armen Mann, sagte sie, er war fast täglich in meinem Hause, und aß von meinem Tische. Er hat mir oft, fuhr sie fort, mit Schaudern und Entsetzen die Mordthaten erzählt, welche geschehen sind, und fluchte mit mir den Mördern. In der Kirche sah ich ihn oft inbrünstig beten, wie könnte er also das Ungeheuer seyn, das an keinen Gott glauben muß, weil es so sehr wider seine Gesetze sündigt?

Der Justizverwalter tröstete die Alte, versprach ihr die baldige Befreiung ihres Lieblings, und begann nun das Verhör mit ihm. Nach der strengsten Untersuchung fand er ihn eben so unschuldig, wie seine Fürsprecher ihn schon längst gefunden hatten; aber da nun wieder vier Wochen verflossen waren, und man von keiner neuen Mordthat gehört hatte, so vermehrte sich sein Verdacht auf's Neue, den er freilich mit keinem Beweise unterstützen konnte.

Ohne des Herzogs Bewilligung einzuholen, ließ er ihn auf die Folter spannen, aber der Schuhflicker betheuerte auch auf dieser seine Unschuld.

Schon wollte der Justizverwalter den Gefolterten entlassen, sein Betragen durch viele Spione beobachten, und so neuen Stoff zur Untersuchung sammeln, als er hörte, daß man in der Stadt laut über seine begangene Ungerechtigkeit schrie, und schon Suppliken verfertigte, die der unschuldig gefolterte Schuster dem Herzog überreichen sollte. Aufgebracht über dies in seinen Augen so ungerechte Verfahren, sann er auf neue Mittel, dem Inquisiten das Bekenntniß abzulocken. Er ließ das Gerichtszimmer ganz schwarz behängen. In der Mitte desselben errichtete er ein Schaffot, und befahl dem Henker, es mit entblößtem Schwerte zu besteigen. Als die Glocke 11 schlug, und die Mitternachtsstunde nahte, mußten sechs schwarz gekleidete Männer den schlafenden Schuster mit schrecklichem Getöse wecken, und sogleich in das zubereitete Zimmer schleppen. Deine Stunde ist da, schrie er dem Kommenden entgegen, das Maaß deiner Sünden ist voll, deine Missethaten sind entdeckt, du mußt sterben! Der Schuster schauderte bei dem Anblick des Henkers, und bat um Zeit, sich vorzubereiten, die ihm aber hartnäckig abgeschlagen wurde. Ich will Alles bekennen, sagte er endlich, nur gebt mir einen Priester, damit ich beichten, und wenigstens meine ungeheuren Sünden bereuen kann. Bekenne erst, erwiederte sein Richter. Erzählst du mir Alles genau, so will ich dir deine Bitte gewähren. Der Schuster begann sogleich sein Bekenntniß, das

keine Drohung, keine Folter, nun aber die plötzliche Ueberraschung, der gähe Anblick des Todes ihm abgelockt hatte.

Er hatte, wie ich schon oben erwähnte, oft den Ueberfluß der Großen gesehen, an ihren Tafeln schmarozt, und die Beine benagt, die man ihm zuwarf. Wenn er auf diese Art gesättigt in seine Wohnung zurückkehrte, dort überall Dürftigkeit und Mangel erblickte, so ergriff ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, die Begierde, einst auch so herrlich leben, auch so köstlich speisen zu können. Aus dieser Absicht machte er beständig Plane, die er aber, wenn er sie ausführen wollte, durch viele Hindernisse vereitelt sah. Er grub in seine Wohnung, die einem Keller glich und zu ebener Erde war, nach Schätzen, aber er fand keine. Endlich entschloß er sich, Alles das, was sein Herz begehrte, zu stehlen. Er hatte in dem Hause des Edlen M. viele Kleinodien in einem Schranke beobachtet, auch deutlich wahrgenommen, daß in der Chatoulle vieles Geld verborgen liege. Durch zwei Monate versuchte er Beides zu entwenden, und wurde immer an der Ausführung seiner That verhindert. Die Sehnsucht nach diesen Schätzen mehrte sich täglich, und da er endlich keine andere Hilfe sah, so verleitete ihn seine Begierde bis zum Mord. Er gieng einst Abends im Dunkeln, die Glocke hatte eben sieben geschlagen, nach dem Hause des M. Er wußte, daß dieser in Gesellschaft, nur

seine kranke Gemahlin mit zwei weiblichen Bedienten zu Hause war. Mit einem scharf geschliffenen Schusterkneip trat er in das Zimmer des Portiers, und stieß diesen sogleich über den Haufen, nun gieng er eine Treppe höher, traf die Kammerjungfer im Vorhause, ermordete sie ebenfalls, und trat in's Zimmer der Hausfrau, welche er auf eben diese Art nebst der andern Magd umbrachte. Ohne von den Kostbarkeiten etwas anzurühren, harrte er an der Hausthüre des kommenden M., der schon um acht Uhr mit einem Bedienten nach Hause kam. Ehe Beide die Treppe erreichten, so wälzten sie sich schon röchelnd in ihrem Blute. Der Schuster nahm nun, was er zu besitzen wünschte, entkleidete die Todten, und legte sie alle in ihr gewöhnliches Bett. Er schloß die Thüren hinter sich zu, und war schon um neun Uhr wieder in seiner Wohnung, wo er sich noch weislich mit seinem Hausherrn unterredete, und dann bei Nacht die Schätze sehr künstlich unter einem alten Balken vergrub. Aufgemuntert durch die gelungene That, immer begieriger nach Mehrerem, versuchte er dies in anderen ihm bekannten Häusern. Stets lauerte er, nach seiner Aussage, an den Thüren, und war schon so geschickt, daß er auch im Finstern nie das Herz verfehlte. Schon hatte er auf diese Art fünfundfünfzig Personen ermordet, schon an Geld und Juwelen über einmalhunderttausend Zechinen gesammelt, als er zum Zweitenmale eingezogen wurde.

Nach seinem Bekenntnisse wollte er noch viele Familien ermorden, seine unmenschliche Thaten so lange fortsetzen, bis er zweimalhunderttausend Zechinen gesammelt hätte, dann wollte er in ein anderes Land ziehen und dort wie ein großer und reicher Mann leben.

Der Justizverwalter ließ ihn sogleich wieder nach dem Gefängnisse bringen, und eilte mit der gemachten Entdeckung zum Herzog. Früh durchsuchte man nochmals die Wohnung des Schusters, und ob er gleich den Ort beschrieben hatte, wo die Schätze liegen sollten, so fand man sie doch nicht, bis man den Delinquenten selbst hinführte. Bei diesen Schätzen fand man auch sein Mordgewehr, nebst einer Liste von denjenigen Personen, die er noch zum Opfer bestimmt hatte. Die alte Gräfin, welche so sehnlich für den Mörder bat, war auch unter ihnen. Schon längst, bekannte er, hätte er sie ermordet, wenn er nicht gewußt hätte, daß sie ein Kapital, welches sie schon aufgekündigt hatte, nach Hause bekäme, auf dieses hatte er bis jetzt vergebens geharrt.

Die ganze Stadt frohlockte, als sie gewiß vernahm, daß der Thäter entdeckt sey. Mit einer Art Enthusiasmus sah man dem Tag entgegen, an welchem er für so schaudervolle Verbrechen büßen sollte; aber wie sehr erstaunte man, als er bald darauf todt nach dem Richtplatz geschleppt und dort auf's Rad geflochten wurde.

Der Bösewicht war, als ihm sein schreckliches Todesurtheil vorgelesen wurde, im Anfall der Wuth und Verzweiflung gegen die eisernen Schranken des Gerichtssaals gerannt, daß sein Gehirn ringsumher spritzte. Schrecklich war seine That! schrecklich sein Tod! aber gewiß noch schrecklicher die Strafe, die ihn jenseits erwartete.

Das seltsame Kleeblatt.

Ich habe mein Leben satt, ließ sich in Liefland einer der Gäste in einem Weinhause aus, und wenn ich nur nicht allein zu gehen brauchte, ich gienge.

Niemand antwortete ihm, und er verließ die Materie, und mengte sich in andere Gespräche. Die Gesellschaft verminderte sich und gieng nach und nach ganz auseinander.

Zwei davon waren geblieben. Wie der letzte ohne sie fort war, sagten sie zu dem Lebensmüden: Mein Herr! war das Ihr Ernst, daß sie aus der Welt gehen wollen.

Allerdings, meine Herren, erwiederte er. — Ausserdem, daß ich nie eine Unwahrheit sage, pflege ich auch ein gegebenes Wort nie zurückzunehmen.

Wohl, sagten Jene. Sie haben Gesellschaft, und wir gehen mit Ihnen.

Warum das? meine Herren, ich pflege nichts ohne zureichenden Grund zu thun, noch vielweniger Andere in etwas zu bestärken, was keinen zureichenden Grund hat.

Wir haben Schulden, die uns drücken, können sie nicht bezahlen, haben keine einzige Aussicht in der Welt durchzukommen, weil wir zu keinen Spizbübereyen unsre Zuflucht nehmen wollen. Die Leute, die bei unserem Tode zu kurz kommen, haben so viel schon hinlänglich an uns gewonnen.

Ich habe, sagte der Eine, in Spaa einmal das Glück gehabt, eine große Bank zu sprengen. Gauner nahmen mich gleich in Beschlag — spielten mit mir Tete a Tete. Ich verlor in kurzem Alles, und ansehnliche Summen auf Wechsel. Die kann ich nicht bezahlen.

Ich, sagte der Andere, war in Kriegsdiensten, hatte mich tapfer gehalten, und ein Anderer trug den Lohn davon. Ich hatte mir Hoffnung zum Avancement, und darauf schon Schulden gemacht. Wie ich am Ziele zu seyn glaubte, wurde mir ein junger Baron, der noch kein Pulver gerochen, vorgezogen. Ich quittirte, ohne zu wissen, wovon zu leben. Nachher fiel mir's erst ein. Ich lebte wie ich konnte, bin viel schuldig, hätte Credit genug, um noch mehr schuldig zu werden, allein, ich weis, ich kann nicht bezahlen. Also will ich lieber aus der Welt gehen, als noch Mehrere anführen.

Meine Herren, sagte der erste Anfänger, ich muß sie und ihren Entschluß bewundern. Könnte ich Ihnen helfen, so wollte ich Ihnen selbst die schöne That auszureden suchen, aber so habe ich gerade

noch so viel als zu einem recht artigen Schmause gehört, den geb' ich Ihnen, und in der letzten Bouteille Wein nehmen wir die Unsterblichkeit zu uns.

Bravo, riefen Alle, das ist herrlich.

Der Tag wurde verabredet, festgesetzt. Der Unternehmer besorgte sein Abendessen, und ließ auftragen, was nur Gutes zu haben war. Weine aller Art waren nicht gespart, und eine Flasche wurde tüchtig mit Arsenik gewürzt, und zurückgesetzt.

Mittlerweile, daß diese Veranstaltungen getroffen wurden, stießen die beiden schuldenreichen Kompetenten des Todes auf einen Jüngling, der durch eine fehlgeschlagene Liebe halb schwermüthig geworden. Sie trafen ihn in einem Hause der Freude, in dem sie der Wollust ihren lezten Zoll brachten. Er hatte sich auch dahin begeben, um sich für verschmähte Zärtlichkeit schadlos zu halten. Aber er fand Eckel statt froher Stunden, die er suchte. Wie sie sich mit ihm in ein Gespräch einließen, fanden sie ihn nicht ungeschickt, und nicht ungeneigt, den vierten Mann in ihrem Zirkel abzugeben. Sie brauchten in dem Zustande, in dem er war, nicht gar zu viel Ueberredungsgründe Sie betäubten ihn, er sagte ihnen die Parthie zu, und gieng auch gleich mit ihnen.

Man setzte sich bei der Ankunft gleich zur Tafel. Der Unternehmer des Ganzen war äußerst aufgeräumt, und artig. Er fieng an eine sehr

lange Rede über seinen Entschluß dies Leben zu verlassen, zu halten.

»Ich bin, sagte er unter andern, durch so viel verschiedene Lebensarten durchgegangen, daß ich nicht glaube, daß noch eine übrig ist. Ich habe in allen erfahren, daß der Mensch ein elendes leidendes Geschöpf ist, daß er für seine eigne Glückseligkeit auf keine andere Art etwas beizutragen vermag, als dadurch, daß er Andere glücklich macht. Dies kann der Eine auf die eine, der Andere auf eine andere Art. Ich für meine Person konnte dies auf keine andere Art, als durch mein Vermögen.

Ich habe hierin gethan, was in meinen Kräften stand. Wer mir ziemlich wahrscheinlich bewies, eine Summe könne sein Glück machen, dem gab ich sie. Natürlich schmolzen meine Gelder dadurch zusammen. Ich bin fertig, und sehe nun keine Möglichkeit mehr, einem Anderen zu dienen. Mich selbst könnte ich allenfalls mit Arbeit durch die Welt bringen, aber ausser dem, daß mich das entsetzlich geniren würde, so glaube ich gar nicht, daß der Mensch um seiner selbst willen da ist.«

Der letzte Kandidat fiel hier dem Ältesten in die Rede.

Gerade das, mein Herr, ist der Punkt, den ich Ihnen widerstreiten muß. Wäre der Mensch um anderer Menschen willen in der Welt, wie sie zu sagen belieben, und durch ihr Leben wirklich dar-

gethan haben, so müße ich allerdings noch in der Welt bleiben. Weil ich aber glaube, daß der Mensch nur für sich in der Welt lebt, und ich nur für mich gelebt habe, und für mich keine Freude mehr am Leben finde, so gehe ich.

Darum, mein Freund, erwiederte der Erste, sind die Gedanken der Menschen verschieden, und jeder handelt nach den seinigen. Darum muß kein Einziger Proselyten machen. Sie sterben nach Ihrem System, ich nach dem meinigen.

Es wurde hierauf noch viel von der Richtigkeit des Lebens gesprochen, es wurden alte und neue Geschichten hervorgesucht, die den Selbstmord vertheidigten, wobei der neue Kandidat mehrentheils still, und nachdenkend blieb. Wenn zuweilen etwas von Gründen auf's Tapet kam, was die Nutzbarkeit des Lebens für andere Menschen zum Gegenstande hatte, so widersprach er allemal, und behauptete, man sey nicht gebunden, für Andere da zu seyn, ja er wurde einigemal verdrüßlich, wenn ihm die Philosophie des Wirths zu stark und wirksam schien.

Man hatte sich ziemlich benebelt, man hatte tausenderlei Dummes und Kluges durcheinander gesprochen, man war an die vorletzte Flasche gekommen, und auf ein glückliches Wiedersehn wurde diese von Allen mit Standhaftigkeit und keinem wenigstens merklichen Wanken ausgetrunken.

Jezt hatte der Wirth die letzte. In dieser

meine Herrn, sprach er, ruhet Unsterblichkeit, der wir bald theilhaftig seyn werden. Dies ist die schöne Panazee, die dem Leidenden sein Leid, dem Kranken seine Schmerzen vergessen machen kann. Sie erinnert uns daran, daß wir frei sind, ist dem Sklaven Freiheit, dem Armen Gold, dem Unruhigen Ruhe, dem Unglücklichen Glück.

Er theilte die Flasche in vier gleiche Theile ein, ergriff hierauf sein Glas und sagte:

Ich gehe ruhig und gern. Ich hatte vom Himmel Reichthum empfangen, um diese seine Gabe zu vertheilen. Das that ich nach besten Wissen und Gewissen. Ich wurde in diese Welt gesetzt, um unter den Menschen für sie zu leben. Ich thats. Ich kann nun nicht mehr für sie leben. Ich nehme meinen Abschied. Ich wähne, ich bin für einen andern Erdball bestimmt. Ich gedenke des morgenden Tages, denke es könne irgend ein Unglücklicher, die zu mir zu kommen gewohnt sind, bei mir erscheinen, und mich um Hilfe ansprechen, und ich würde verzweifeln, wenn ich sie ihm nicht geben könnte. So hoffe ich Morgen in einer Sphäre zu seyn, wo ich wieder wohlthun kann.

Er leerte hierauf sein Glas bis auf den letzten Tropfen.

Jetzt ergriffen die beiden Andern ihre Gläser. Wir haben all die Philosophie nicht nöthig, sagten sie. Wir sehen Morgen der nämlichen Menge von Mahnenden entgegen, die uns Heute früh be-

stürmten, und die wir nur mit Mühe von unsern Zimmern brachten. Wir wüßten also nicht, was uns abhalten sollte, uns diesem Uebel zu entziehen. Wir glauben an Prädestination, und unsere Bestimmung war's, hier auf dieser Stelle unserm Leben ein Ende zu machen. Beide leerten das Glas ohne Schaudern.

Jetzt war die Reihe an den vierten Kandidaten. Er hatte das Glas in der Hand, und sahe durch dasselbe ins Licht. Dann setzte er es nieder.

Sie haben mir die Ehre erwiesen, meine Herren, fieng er an, mich in ihre Gesellschaft zu ziehen, und ich danke Ihnen dafür. Sie haben mich mit dem Tode durch ihre Unterhaltungen bekannter gemacht, als ich vormals mit ihm war. Ich wünschte mir ihn seit einiger Zeit aus Ueberdruß des Lebens. Ich sah jetzt ein, daß das ein thörichter Wunsch von mir war. Ich hätte mir nicht den Tod, ich hätte mir Standhaftigkeit zum Tode wünschen sollen. Mein Wunsch ist erhört, ich habe von Ihnen Allen diese seltene Kunst gelernt. Die Gründe, meine Herren, aus denen Sie diese Welt verlassen, vermag ich nicht zu tadeln, denn Jeder kann nur Richter über sich selbst seyn. Aus denselben Gründen verlasse ich aber die Welt nicht. Ich habe Geld genug, um Gutes zu thun. Schuldig bin ich keinem Menschen einen rothen Heller. Ich muß also diesen Trank, den sie Unsterblichkeit zu nennen belieben, und der so schön goldgelb in

diesem Pokal scheint, aus andern Ursachen nehmen. Des Herrn Philosophie dort hatte mich ein wenig irre gemacht, und in der That verdiente sie wohl, daß ich mich in meinen Verhältnissen gegen dieselbe ein wenig beschäftigte. Ich hinterlasse ein großes Vermögen, und zwei Brüder, die sehr liederlich sind, nicht allein mit Schmerzen auf mein Absterben hoffen, sondern sich auch schon vorgenommen haben, meinen Reichthum tapfer durch die Gurgel zu jagen.

Jetzt fieng das Gift schon bei den dreien zu wirken an. Einer der Schuldenreichen bat ihn mit verzerrtem Gesichte, seiner Rede ein Ende zu machen, weil es ihm sonst schmerzhaft fallen würde, allein nach ihrem Tode übrig zu seyn, und zu leiden.

Ich habe nur noch wenig Worte übrig, meine Herren, fuhr er fort. Ich habe außerdem, was ich ihnen schon zu sagen die Ehre hatte, noch niemals einen Sterbenden gesehen. Sie verhelfen mir jetzt auch hierzu. Ich muß Ihnen aber sagen, daß die Vorbereitungen zu ihrem Tode mir gar nicht gefallen. Wenn ich nur mich unter einem solchen Anblicke denke, wie ich Sie jetzt sehe, so schaudre ich davor. Ich finde, daß ich ein Thor war, mich auf etwas einzulassen, womit ich noch nicht bekannt war. Ich finde, daß ich mich so schlecht in Ihre Gesellschaft schicke, daß ich sie um Verzeihung bitten muß, daß ich mich zum vierten Mann anheischig machte. Ich wünsche Ihnen die

glücklichste beste Reise von der Welt, und daß sie dort alle so placirt werden mögen, wie es Ihr eigener Wunsch ist.

Er stand auf, und empfahl sich. —

Aber, riefen die Beiden, die ihn mitgenommen, ihm zu, haben sie nicht bei einem Hundsfott versprochen, mitzugehen.

Wenns der Mühe verlohnte, mich noch mit Ihnen zu schlagen, meine Herren, erwiederte er, so sollte das geschehen, aber in Ihren Umständen kann ich Ihnen keine Revange geben.

Sie versuchten Beide noch aufzustehen, und ihm nachzugehen, aber vergebens.

So verließ er sie, der dritte, der dem Tode schon näher gewesen, als die Beiden, hate, wie er zu bemerken meinte, durch Nicken seinen Beifall zu erkennen gegeben.

Man darf keineswegs an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln. Sie hat sich wirklich zugetragen, und wenn sie schon einen Anstrich vom Komischen hat, so ist sie von einer andern Seite betrachtet, traurig genug.

Wehe dem Menschen, mit dem es so weit kömmt, daß er gegen das Leben gleichgültig wird. Das ist ein gewisser Beweis, daß er sich nie um den Werth desselben bekümmert hat. Gar nicht von der Zukunft, sondern nur vom Gegenwärtigen zu reden, heißt es allerdings seine Würde sich

selbst geraubt, wenn man glaubt, man sey eine Null in der Schöpfung, da man das edelste Geschöpf derselben ist, wenn man so gelebt hat, daß sich kein Mensch mehr um einen bekümmert.

Auch der Erste, der Philosoph, der so gut gewirthschaftet zu haben, und mit vielem Rechte zu sterben glaubte, war gewiß äußerst bedauernswürdig. Ein gutes Herz hat er verschleudert, und das mehr als die Glücksgüter, die ihm der Himmel zufallen lassen. Konnte er nicht eben durch dieses gute Herz Andere auf den Weg bringen, Gutes zu thun. Wußte er, wie weit sein Bestimmungskreis sich ausdehnte?

Der junge Mensch, der sich vom Untergange gerettet, hatte vorher sehr leichtsinnig über alle Dinge gedacht. Dieser Zufall machte ihn aufmerksam. Er sagte, es stünden ihm bei jeder Handlung die verzerrten Gesichter vor Augen, und er hätte sich seit der Zeit noch nicht entschließen können, etwas zu thun, wovon er auch nur den kleinsten inneren Vorwurf gefühlt. Dieß gehe so weit, daß er sich lieber in Gesellschaften lächerlich mache, als verschiedenen Ausschweifungen Gehör gäbe.

Und wenn wirklich, meinte er, Todte aus Gräbern aufgestanden wären, und ihm gepredigt hätten, so hätte das nicht die Wirkung thun können, die der Anblick der drei Sterbenden gemacht. Er sey nachher oft an Sterbebetten gewesen, und

habe Menschen an Krankheiten sterben sehn, aber das sey ein sanfter Tod gewesen. Er finde es äußerst abgeschmackt, daß der Mensch sich der Vorbereitung zum Tode, die die Natur in ihm hervorbringe, und ihn denselben dadurch erträglicher mache, entziehen wolle.

Antoinette.

Auf ihrem Gute E. wohnte vor Jahren eine Kommerzienräthin, und neben der Kirche im Dorfe der Pfarrer des Dorfes, dessen Kirchenpatron der Besitzer jenes Gutes ist. Der Mann war jung und blühend, und dies fand die Kommerzienräthin noch in viel vollkommneren Maaße, als die übrige Welt. Sie nöthigte ihn daher oft zu sich, und der Pfarrer gieng auch oft dahin, nicht der Kommerzienräthin zu Gefallen, sondern weil ein anderer Gegenstand ihm den Aufenthalt angenehm machte. Antoinette, Kammer- und Stubenmädchen der Räthin, hatte ihn gefesselt. Sie war ein schönes blondes Mädchen, ihr goldenes Haar rollte den weißen Nacken herab, ihr Wuchs war blendend, ihr Auge sanft, ihr Lächeln bezaubernd. Mehr aber als Alles das mußte der edle gefühlvolle Pfarrer ihre schöne Seele bewundern. Menschenfreundlich, liebreich, wohlthätig, schien sie nur geboren zu seyn, Unglückliche glücklich zu machen, und wenn ihre Sphäre nicht so eingeschränkt gewesen wäre, sie hätte jede Thräne getrocknet, die im Kreise ihrer Bekannten geweint wurde.

Die Mutter der Kommerzienräthin hatte das Mädchen als eine arme Waise zu sich genommen, die keinen Zufluchtsort hatte. Das edle Weib hatte ihr mehr die Erziehung einer Tochter als eines Dienstmädchens gegeben, und hatte auf ihrem Todenbette sie der Tochter als ein vom Himmel vertrautes Pfand anempfohlen.

Die Tochter hatte der Mutter nicht nachgeahmt. Anstatt Antoinetten's Freundin zu seyn, war sie nichts weiter, als ihre Herrschaft. Das arme Mädchen war aber doch zufrieden, kannte ihren Stand, liebte die Kommerzienräthin, und erfüllte jeden ihrer Wünsche.

Lange konnte es dieser Frau nicht verborgen bleiben, daß der junge Pfarrer Antoinette mehr zu Gefallen käme, als ihr. Sie ließ es dem Pfarrer anfangs nicht entgelten, aber Antoinette empfand ihre Launen. Sie weinte oft darüber, und als es ihr endlich unerträglich wurde, sie immer böse auf sich zu sehen, warf sie sich ihr einmal zu Füßen, und bat sie, um ihrer verstorbenen Mutter willen, ihr die Ursache ihres Zorns zu entdecken.

„Glaubst du, daß ich den Handel zwischen dir und dem Pfarrer nicht merke. Hochmüthiges Mädchen! du denkst wohl bald Frau Pfarrerin zu heißen. Trau ihm nur, er wird dich schon hintergehen. Er könnte dich von mir fordern, und ich würde dich ihm nicht geben, denn du wärest bei ihm unglücklich.“ Antoinette weinte die bittersten

Thränen, betheuerte mit den heftigsten Schwüren, daß sie nie mit dem Pfarrer ein anderes, als gleichgültiges Wort gesprochen, daß er ihr nie etwas von Liebe gesagt, daß sie nie ihre Gedanken so hoch erhoben, und daß sie ihr verspräche, sie wollte nie daran denken.

Dies beruhigte die Kommerzienräthin, und auf einige Zeit war der Friede hergestellt.

Hatte Antoinette vorher nie auf den Pfarrer Acht gehabt, so bemerkte sie ihn jetzt genau und immer. Nun, wenn ihre Blicke den seinigen begegneten, sah sie verschämt vor sich nieder, und wurde roth. Jetzt bemerkte sie, daß er ein schöner Mann war, und alle Tage fand sie ihn schöner. Sie weinte einigemal darüber. Bin ich nicht unglücklich, sagte sie, daß ich nicht fühlen kann, wie ich will, daß sich Gedanken mit Gewalt in mir aufdrängen, die ich versprochen habe, nicht zu haben. Gott sey bei uns, ich glaube, er hat mir's angethan. Ich kann ihn nicht sehen, ohne roth zu werden, ohne daß ein Feuer durch meine Adern fährt. Aber ich will's ihm sagen. Ich will ihn bitten, er soll mich nicht mehr ansehen.

Wirklich rief sie ihn den andern Tag in den Garten. Lieber Herr Pfarrer, sagte sie, ich habe eine recht große Bitte an Sie, aber Sie müssen mich nicht auslachen.

Der Pfarrer hatte in der Welt noch nichts sehnlicher gewünscht, als Antoinetten einen Dienst

erweisen zu können, er versprach also auf's Heiligste, ihre Bitte zu erfüllen.

Antoinette. Meine Herrschaft zürnt Ihretwegen mit mir. Sie glaubt, wir haben ein Verständniß mit einander. Darum bitte ich Sie, sehen Sie mich nicht so oft an.

Sie wurde auch jetzt feuerroth.

Pfarrer (betäubt und theilnehmend). Gerade das, liebe Antoinette, ist das Einzige, was ich von Allem in der Welt Ihnen nicht versprechen kann. Ich würde versprechen, was ich nicht halten könnte. Wenn ich Sie sehe, muß ich Sie ansehen, und da wir einmal jetzt so weit gekommen sind, so muß ich's Ihnen nur gestehen: Ich liebe Sie, ich wünsche Sie zu meiner Frau, ich mag keine andere, als Sie.

Antoinette. So machen Sie mich unglücklich.

Pfarrer. Wer sagt das, Kind, wer kann das behaupten? Der muß eine schlechte Meinung von meiner Liebe zu Ihnen, und von meiner Achtung für Sie haben.

Antoinette. Die Kommerzienräthin hat es gesagt, und zugleich, daß sie nie ihre Einwilligung dazu geben würde, wenn Sie auch um mich anhielten.

Pfarrer. Das wird sich finden, liebes Mädchen. Die Kommerzienräthin kann als ihre Herrschaft Ihnen befehlen, was Sie in Ihrem Dienste

thun und lassen sollen, aber über Ihr Schicksal kann Sie nichts bestimmen. Darüber sind Sie Ihr eigener Herr. Indessen will ich Sie nicht übereilen. Lernen Sie mich erst recht kennen, damit Sie überzeugt werden, daß ich es gut mit Ihnen meine.

Die Worte des Pfarrers waren Antoinetten süß und angenehm, aber ihre Seele war betrübt, denn sie hieng zu sehr an ihrer Herrschaft. Sie kehrte sehr traurig aus dem Garten zurück. Sie wußte, sie hatte das Uebel ärger gemacht. Nicht allein lag ihr die Person des Pfarrers im Sinn, sondern der Gedanke, zu welcher Ehre er sie erheben wolle, war ihr schmeichelhaft. Sie konnte kein höheres Glück sich denken, als Pfarrerin des Dorfes zu seyn, und an diesem Glücke wollte die Kommerzienräthin sie hindern.

Der Pfarrer wußte wohl, was die Kommerzienräthin wollte, aber das wollte er nicht. Er paßte jetzt jede Gelegenheit ab, wo er mit Antoinetten allein seyn konnte, zeigte sich ihr von so viel vortheilhaften Seiten, daß sie ihm täglich gewogener wurde, ihn so liebte, daß sie selbst fühlte, sie würde mit ihm die glücklichste Person seyn, und endlich zugab, daß er bei der Kommerzienräthin um sie anhielt.

Der Pfarrer hatte nicht versäumt, dieser öfters seine Aufwartung zu machen, hatte ihrer Freundlichkeit, Höflichkeit, ihren verliebten Blicken, kalten

Scherz entgegengesetzt. Antoinetten's Versprechen, in welches sie kein Mißtrauen setzte, hatte sie von der Seite beruhigt, und sie hoffte immer noch zu ihrem Zwecke zu kommen.

Heute gerade war sie in der besten Laune, als er erschien, und freute sich, da sie ihn sah, nahm sich vor, jeden ihrer Reize aufzubieten, und schmeichelte sich der Gewißheit ihrer Eroberung, als der Pfarrer sie anredete.

Frau Kommerzienräthin, ich komme Heute in der Absicht zu Ihnen, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten, deren Erfüllung mein ganzes Glück bestimmt.

Kommerzienräthin. Und was könnte ich Ihnen abschlagen, wenn's Ihr Glück beträfe? Sie verkennen eine Freundin, die mehr als Achtung für Sie fühlt, und Niemand lieber als Ihnen etwas aufopfert.

Pfarrer. Sie haben ein Kleinod in Ihrem Hause, auf dessen Besitz ich stolz seyn würde. Ein liebes Mädchen, deren Seele mit der meinigen so ganz sympathisirt — (die Kommerzienräthin wurde feuerroth). Geben Sie mir Ihre Antoinette zur Frau und Sie machen mich zum seligsten aller Männer.

Kommerzienräthin. Sie scherzen, Herr Pastor. Ein Dienstmädchen zu Ihrer Frau? was würde die ganze Gemeinde dazu sagen, am Ende

könnte man gar glauben, Sie heirathen das Mädchen dem Kirchenpatron zu Gefallen.

Pfarrer. Madame! doch, ich glaube vielmehr, Sie scherzen. Es ist keine Seele in meiner Gemeinde, die nicht für Antoinetten die größte Hochachtung hätte. Jedermann liebt sie sogar, und ich glaube, ich könnte Allen kein besseres, angenehmeres Geschenk, als mit einer solchen Pfarrerin machen.

Kommerzienräthin. Das hat Ihnen das närrische Mädchen so eingeschwätzt. Haben Sie denn mit ihr schon Alles richtig gemacht, und hat sie eingewilligt, daß Sie mit mir davon reden sollen? Das glaub' ich kaum.

Pfarrer. Wie können Sie das nicht glauben. Ich sollte mich Ihnen in der Absicht zeigen, in der ich hier bin, ohne die Hauptperson darüber zu befragen. Nein, sie ist Alles zufrieden. Sie liebt mich, und unsrer Herzensverbindung steht nichts als Ihre Einwilligung im Wege.

Kommerzienräthin. Die Ihnen auch wohl ewig im Wege stehen wird. Ich kann nicht zugeben, daß Sie, Herr Pastor, Ihrem Stande etwas vergeben — ich kann nicht zugeben, daß mein Dienstmädchen sich über die Grenzen erhebt, die ihr Stand ihr vorschreibt. Ich kann nicht zugeben, daß eine ärgerliche Geschichte in Ansehung meines Mannes zu Markte gebracht wird, und

endlich, lieber Herr Pastor, warum wollen Sie heirathen?

Pfarrer. Welche Frage, Frau Kommerzienräthin? Wenn ich Sie Ihnen in Ansehung der Vorzeit zurückgäbe?

Kommerzienräthin. Sonderbarer Mann! das ist ein großer Unterschied. Ein Mädchen muß unter die Haube zu kommen suchen. Was fehlt aber Ihnen? Sie können die beste Parthie abwarten — und indessen, lieber Herr Pastor, gewisse Leute sind bei sehenden Augen blind.

Pfarrer. Wollen es seyn, Frau Kommerzienräthin. Ich wüßte in der That nicht, wie ich bei meinem Amte und Stande dazu käme, da zu sehen, wo mich die Pflicht bindet, blind zu seyn. Ich dächte, Sie von Ihrer Seite bedächten, wie leicht Sie Ihren Gemahl in's Gerede bringen könnten. Uebrigens sehe ich, daß ich bei Ihnen nichts erlangen werde, und werde mich an Ihren Herrn Gemahl wenden.

Er verließ bei diesen Worten die vor Wuth schäumende Kommerzienräthin.

Seine Sache aber hatte er nicht gut gemacht. Er wußte nicht, daß Sie über Ihren Mann uneingeschränkte Gewalt hatte. Ein Briefchen von ihr verrückte des Pfarrers ganzes Konzept, und Antoinette mußte nun das Opfer davon werden.

Diese kam wenig Augenblicke, nachdem er die Räthin verlassen, zu ihr. Du hast schön Wort

gehalten, sagte sie wild. Der Pfarrer hat mit deiner Bewilligung bei mir um dich angehalten.

Antoinette. Ach; Madame, er ist ein so guter, so lieber Mann, ich kann's ihm nicht abschlagen. Geben sie mich ihm doch. Sie machen mein Glück auf immer. Ich kann nie einen besseren Mann bekommen.

Kommerzienräthin. Geh fort in deine Kammer. Ich hätte dir damals nicht gesagt, du würdest mit ihm unglücklich seyn, wenn ich's nicht gewußt hätte. Ich werde dich rufen lassen.

Antoinette gieng weinend, und jetzt ließ die Räthin ein Mädchen in ihrem Hause zu sich kommen, die sich mit einem ihrer Domestiken vergessen und als schwanger angegeben war.

Hier, Friederike, sagte sie, sind zwanzig Thaler. Die gebe ich dir, wenn du Antoinetten sagst, daß du schwanger vom Pfarrer wärest. Da mußt es aber im Nothfall dem Pfarrer in's Gesicht sagen. Zur Untersuchung kömmt es nicht, und die Sache wird in der Stille abgethan. Antoinette will den Pfarrer heirathen, und ich gebe nicht zu, daß ein Dienstmädchen meines Hauses inskünftige an meiner Tafel ißt.

Außer den zwanzig Thalern, die Friederiken blendeten, wirkte auch der Neid auf Antoinettens Glück. Sobald sie ja gesagt, wurde das arme Mädchen gerufen.

Nein, rief Antoinette, wie sie es hörte, das ist

nicht wahr, das ist Verläumdung, der Pfarrer ist unschuldig!

Ha, sagte die Kommerzienräthin, du willst mich Lügen strafen, — nun sehe ich, daß du eine abgefeimte Heuchlerin bist; und nun merke ich Alles. Der Pfarrer hat dich eben auch verführt, und darum treibst du so auf die Heirath mit ihm.

Pfui, sagte Antoinette erröthend, und fest. Wann hätte ich ihnen Gelegenheit gegeben, das von mir zu glauben. Meinen ehrlichen Namen lassen sie ja — das habe ich nicht um sie verdient.

Das ist die freche Sprache aller solcher Dirnen. Aber wir wollen dich schon kriegen. Morgen ins Arbeithaus auf so lange, bis wir wissen, woran wir sind.

Großer Gott! rief Antoinette, wie schrecklich strafst du mich! Sie lief fort, und weinte in ihrer Kammer.

Gegen Abend kam ein Bedienter, und kündigte ihr an, sie sollte Morgen zum Kommerzienrath in die Stadt kommen. Wir bedauern sie Alle, gute Antoinette, setzte er hinzu, und unsern guten Pfarrer auch.

Nun sah sich das arme Mädchen von Allen beschimpft. Verzweiflung ergriff sie. Sie sah kein Mittel sich zu retten. Ich will zu meinem Gott gehen, sagte sie zu sich. Sie betete die ganze Nacht. An den Pfarrer schrieb sie folgendes Zettelchen:

»Wir sind Beide unschuldig, das weis Gott,

zu dem ich gehe. In der Gehre werden sie mich finden."

Der Tag grauete kaum, so gieng Antoinette fort dem Flusse zu, der am Dorf vorbei floß. Eine alte Bekannte begegnete ihr.

Alte. Sie ist so unordentlich gekleidet, Antoinette, wie kömmt das?

Antoinette. Wohin ich gehe, brauche ich keinen Putz. Geht sie in's Dorf, gute Alte?

Alte. Gerade zu. Hat sie was dort zu bestellen, so geb sie mir's her. —

Antoinette. Das Zettelchen an deu Pastor. Grüsse sie ihn recht schön von mir.

Alte. Der Gruß wird ihm lieb seyn. Nun, Adieu. Verkälte sie sich nicht, Antoinette, geh sie bald nach Hause.

Antoinette erreichte den Fluß. An einer seiner Krümmungen stand eine hohle Weide, unter deren Höhlung der Fluß ein ziemlich starkes Loch aufgerissen. Das Wasser war seicht. Antoinette steckte den Kopf in diese Höhlung, und war bald von ihrer Marter befreit.

Nach einer halben Stunde kam der Pfarrer, zog sie selbst hervor, und trug sie in sein Haus. Friederike gestand Alles, und der Pfarrer brachte es dahin, daß Antoinette ehrlich begraben wurde. Die Kommerzienräthin mußte viel Strafe geben. Der Pfarrer legte seine Stelle nieder, und man weis nicht, wohin er gekommen.

Lippolt, der Schiffer.

In einem Dorfe an der Ostsee geboren, von Jugend auf mit Wasser, Wellen und Sturm bekannt, aus einer Familie, die von undenklichen Zeiten her sich als Opfer eines nassen Todes angesehen, und von welcher wenig Männer eines andern gestorben, widmete sich Lippolt auch der Schifffahrt. Als Knabe schon zeigte er den unerschrockensten Muth, und im dreizehnten Jahre war er ganz allein so glücklich, von einem gestrandeten Schiffe, das eine Viertelmeile vom Ufer lag, sechs Menschen mit seinem kleinen Kahne zu retten. Seine Mutter wollte ihn damals mit Gewalt zurückhalten, seine Schwester lag bittend vor ihm auf den Knieen. Umsonst, Lippolt, nicht sowohl aus Ruhmbegierde, denn des Todes mußte er jeden Augenblick gewärtig seyn, sondern aus Menschenliebe, ließ er sich nicht abhalten. Sechs Menschen umarmten ihn als ihren Erretter, und er war nicht stolz darüber. Der Schluß auf sein Herz und seine Denkungsart, läßt sich hiervon leicht machen.

Lippolt wuchs heran, und des Kahnfahrens überdrüssig, wollte er sich weiter umsehen. Er

diente als Schiffsjunge mit einem so aufmerksamen Fleiße, daß er bald von dieser Last frei, und Matrose wurde. Er zeichnete sich hier schnell aus, und die Schiffer schätzten sich glücklich, wenn sie ihn bei sich hatten.

Lippolt fand wenig Vergnügen an der rohen Lebensart seiner Kameraden. Waren sie am Lande, so brachte er die Zeit, die sie verschmaußten, im Studieren seines Metiers zu. Waren sie auf dem Wasser, so ermahnte er sie, mehr an sich zu denken, und nicht durch üble Gewohnheiten, die oft im Herzen nicht so gemeint wären, den Begriff von sich zu geben, als wenn sie ein gottloses unverbesserliches Volk wären. Er bewies ihnen, daß man durch den äusseren Schein geblendet, sie dafür halten müsse, daß das allgemeine Urtheil der Menschen dahin gienge, sie stellten sich nur dann fromm, wenn die Gefahr groß wäre.

Ich, sagte er, wollte für mein Theil wohl wetten, daß unter 100 Matrosen neunzig beim Fluchen nichts denken, und beim Beten fühlen, was sie sagen.

Auf den Schiffen, wo Lippolt war, war daher immer mehr Ordnung, und Sitten, als auf andern. Dachten schon seine Kameraden anders, als er, so fürchteten sie doch seine Vorwürfe.

Bei diesen Empfindungen aber, kann man sich's erklären, daß Lippolts Herz auch nicht frei von Leidenschaften war. Er fand alles schön, was

die Natur schönes hatte. Sonach war ihm auch das schöne Geschlecht nicht gleichgültig. Aber seine innere Denkungsart erhielt ihn lange schüchtern und zurückhaltend. Da, wo seine Kameraden Befriedigung ihrer Lüste suchten, fühlte er Eckel, und wo er ausser solchen Häusern einen Gegenstand antraf, der ihn aufmerksam machte, da hielt ihn sein Stand, dem man in diesem Punkte nicht viel Gutes zutraute, zurück, Bekanntschaft zu machen.

Schon hatte er dreizehn Reisen zur See gemacht, ohne gefühlt zu haben, was Liebe sey, wenn er sich's schon oft wünschte. Ganz unbekannt mit den Reizen, so wie mit dem Genuß der Wollust, lehrte ihn jede neue üble Folge, die er bei seinen Kameraden, warnahm, den ersten Schritt zu diesem Laster fliehen.

Aber Liebe ohne Laster machte nun einen bald für ihn fürchterlichen Eindruck auf ihn. Er mußte wegen widriger Winde in einem Haven der Ostsee mit dem Schiffe, auf dem er war, überwintern. Er nahm seinen Aufenthalt die Zeit, die er nicht auf dem Schiffe zubringen mußte, in dem Hause eines Fleischers, dessen Tochter Antonie bestimmt war, ihm die erste Leidenschaft einzuflößen, die Folgen, und zwar die traurigsten für ihn hatte.

Antonie konnte für keine Schönheit gelten, aber ein schmachtendes Wesen, mit einem sanften einnehmenden Karakter verbunden, machte sie ihm zu

mehr als einem Engel. Sie war ihm eine Göttin, die er anbetete. Sein Feuer entzündete sich, als er sie zum erstenmal sah, im Augenblick. Sein rollendes Auge heftete sich seit dieser Zeit auf Antonien. Kein Gegenstand konnte es mehr davon ablenken.

Antonie war zu sehr Mädchen, um nicht eine herzliche Freude darüber zu haben, daß ihr Gast blos ihr seine Blicke schenkte. In ihrer Nachbarschaft wohnten viel schöne Mädchen, die Lippolt für den schönsten Jüngling erklärten, vergebens aber dies ziemlich laut und oft wiederholten. Antonie sagte nichts, und machte dadurch ihren Sieg vollkommen. Ihre Bescheidenheit war für Lippolt ein Grund mehr, sie zu lieben.

Bis jetzt war es nur noch das Aeusserliche, was beide an einander fesselte. Bald kam nähere Kenntniß dazu. Antoniens Vater, ein rauher, aber biedrer Mann fand Gefallen an Lippolts Umgang, sah in ihm den Jüngling von Gefühl, von Bildung, von Sitten, die man bei seinem Metier so selten wahrnahm.

Antoniens Vater war reich, und war angesehen. Der Ort, wo er lebte, hatte durch Lage und Handel den Vorzug, daß der Bürgersmann gewissermaßen glänzen konnte. Antonie war ein Mädchen, die Ansprüche auf mehr als einen Handwerker machen konnte. Erziehung, Vermögen und Observanz berechtigten sie dazu. Lippolt stand auf

den Schritt, Steuermann zu werden, war kein unangenehmer Gesellschafter, suchte durch netten Anzug seiner Denkungsart zu entsprechen, und war so bald in alle Gesellschaften invitirt, die Antoniens Vater hielt, und besuchte.

Antonie genoß an seinem Arm alle Winterlustbarkeiten des Orts, ohne daß Lippolt je ein unehrbares Wort gesprochen hätte. Aber still nahm seine Leidenschaft mit jedem Tage zu, mit jeder neuen Zusammenkunft wuchs die Ueberzeugung, ohne sie würde er nicht leben können, und schreckenvoll dachte er an den sich nahenden Abschied.

Antonie ihrerseits seufzte nicht minder unter der Last des Schicksals, das sie trennen sollte. An einem der vielen Abende, die sie allein beisammen verlebten, entwickelte es sich bei Beiden, daß sie sich liebten, ein Zufall, den der Leser nicht ungewöhnlich finden, und dessen Gang er gewiß selbst entwickeln kann. Im ersten Augenblick erleichterte es ihre Herzen etwas. Sie fanden in dem gegenseitigen Geständniß ihrer Gefühle Ruhe. Lange aber dauerte es nicht, als das Lieben und Trennen ihre Seelen zu neuer Schwermuth empörte, die viel Wolken über ihre Heiterkeit zog, dennoch aber den Sonnenschein der zärtlichsten Liebe nicht immer zu verdrängen vermochte.

Antoniens Vater hatte, so gleichgültig ihm Alles schien, was um ihn war, ein äußerst aufmerksames Auge auf Beide gehabt. Er blickte in ihre

Herzen, so wie er auf ihre Handlungen sah. Er freuete sich unendlich, in einem rohen Schiffsmanne einen Jüngling für Antonien zu finden, den er am Lande vergebens suchte. Er bedauerte sie noch öfters. Zuletzt, als er von Beider Ehrlichkeit und Unschuld vollkommen überzeugt war, überraschte er sie einmal, bei einer herzlichen Zusammenkunft. Sie fuhren zusammen.

Wozu das? sagte er. Wüßte ich nicht, wie ihr Beide denkt, so würde ich auf ein böses Gewissen schließen, aber das soll mir eine Warnung seyn, Niemand mehr nach der ersten Extase zu beurtheilen. Glaubt ihr, ich bin so blind, daß ich nicht lange schon gesehen habe, daß ihr euch liebt? Hätte ich etwas dawider gehabt, ich hätte unvermerkt Maaßregeln genommen, Euch von einander zu trennen, aber ich will dich gern glücklich wissen, Toni, und somit werde ich dir nicht wehren zu lieben, wen du willst, wenn er's nur verdient. Auch dich, Lippolt, kann ich leiden, und ich kann dir nichts schmeichelhafteres sagen, als, ich wollte, du wärest mein Sohn. Du kannst's aber werden, wenn du's ehrlich mit Toni meinst.

Ein größeres Fest hätte der Alte für den Abend sich nicht machen können, denn Beide hiengen ihm am Halse und hörten gar nicht auf, ihn zu liebkosen.

Den andern Tag machte Antoniens Vater Lippolten schon mancherlei Vorschläge. Versuch' ein

Jahr bei mir, sagte er, ob dir das Ding gefällt. Du brauchst mein Handwerk nicht. Du führst meine Bücher, meine Rechnungen. Ich habe einen ausgebreiteten Handel, kann alles kaum übersehen. Ich kann dich zum Verschicken brauchen.

Lippolt erwiederte ihm, daß Alles, was er von ihm verlangen könnte, ihm recht wäre, daß der Besitz Antoniens ihn zu seinem Diener machte, und daß, wenn er nur vorher seine Reise geendet, er nichts mehr thun wollte, als was er wünschte.

„Sollte ja einmal dir die Lust am Seeleben zu sehr kommen, so will ich dir ein Schiff kaufen, da kannst du kommode reisen, auch Toni einmal mitnehmen. Aber du sagtest, du wolltest deine Reise erst endigen. Läßt sich das Ding nicht drehen? Ich ließe dich gern reisen, aber das Mädchen wird Sprünge machen, und Weibergewinsel kann ich nicht vertragen.“

Der Schiffer, sagte Lippolt, hat einen schlechten Steuermann, und verläßt sich ganz auf mich. Er kann ohne Gefahr die Reise nicht zurück thun, wenn ich nicht mitgehe. Ich habe ihm mein Wort gegeben, und ihr wißt wohl, Vater, ein Wort — ein Mann.

„Brav! also nicht ein Wort mehr davon. Du reisest, und wenn du zurückkehrst, ist Toni dein. Ich gäbe sie dir gern jetzt, aber alsdann wird das Winseln mir zu groß, und ich leide zu viel.“

Ich will sie auch um mein und um ihretwil-

len nicht eher, erwiederte Lippolt, ich würde so unruhig seyn, wie sie.

Mit dem Vater war er fertig, aber mit Antonien wurde es ihm nicht so leicht. Diese hatte, seitdem ihr Vater sie ihres Glücks versichert, gewiß darauf gerechnet, daß Lippolt da bleiben würde. Die Nachricht also, daß er die Reise erst thun wollte, setzte sie ganz außer Fassung. Ihre Thränen überzeugten Lippolt zwar, wie sehr sie ihn liebte, allein sie waren ihm zugleich schneidend, denn er konnte seinem Worte nicht untreu werden.

Wolltest du, sprach er unter Andern zu ihr, wolltest du wohl, daß ich einmal mein Wort bräche, und weißt du nicht, daß es alsdann viel leichter ist, es auch das zweitemal zu brechen? Wolltest du wohl, daß ich dir untreu würde? Und ist meine Pflicht mir nicht eben so nahe, als Liebe? Wolltest du wohl einen Mann haben, Toni, gegen den Einer auftreten und sagen könnte, er hat mir nicht Wort gehalten.

Du liebst mich nicht, Lippolt, war Antoniens ewige Gegenrede. Alles, womit du mir geschmeichelt hast, ist Lüge, alles ist nicht herzlich.

Lippolt vergab Antoniens beleidigende Ausdrücke leicht, denn sie waren in der Hitze gesprochen. Sie vermogten nicht seine Liebe wankend zu machen, aber auch nicht seinen Vorsatz.

Antonie nahm noch ein anderes Mittel zu Hülfe. Sie wandte sich in der Angst ihrer

Seele an den Schiffer, bei dem Lippolt im Dienste war. Sie fragte, ob ihre Verbindungen so strenge wären, daß keiner los kommen könnte, wenn er sein Glück zu machen wüßte.

Der Schiffer war ein artiger Mann, und hatte Mitleiden mit den rothgeweinten Augen des armen Mädchens.

Jüngferchen, sagte er, ich glaub's herzlich gern, daß sie meinen Lippolt recht glücklich machen wird, aber so glücklich, wie ihn ein gutes Gewissen macht, kann sie mir ihn doch nicht machen. Zwingen kann ich keinen Menschen, das liegt nicht in meiner Natur, und wenn also Lippolt bei mir darum anhielte, so würde ich ihn, so weh mirs thäte, doch gehen lassen. Aber vorher würde ich ihm Alles das sagen, was ich ihr jetzt sage. Sieht sie, Jungfer, ich muß mich auf Lippolt ganz verlassen. Mein Steuermann ist ein Taugenichts. Ich wußte es, aber ich mußte ihn behalten. Deswegen nahm ich Lippolt mit mir. Ich kann die Arbeit nicht allein thun. Stößt meinem Schiffe etwas zu, und Lippolt ist hier geblieben, so geht das Alles gerade zu auf seine Rechnung. Sein Gewissen muß das Unglück und das Leben so vieler Menschen verantworten. Das weis er. Darum kömmt er nicht. —

Aber, Herzensmann, sagte Antonie, bedenke er nur, meinen Geliebten jeden Augenblick in Todesgefahr zu wissen. —

Possen! Grillen! mein Schatz. Das ist er auf dem Lande so gut, wie auf dem Wasser. Ueberall ist Gottes Hand, und überall winkt Gottes Finger dem, der zum Tode reif ist. Er kann sterben, er sey, wo er wolle. Ein Fieber kann ihn ihr hier entreissen, dem er auf dem Wasser entgeht. Glaube sie nicht, daß Alle die, die im Wasser umkommen, ihr Lebensziel weiter gebracht haben würden, wenn sie auf dem Lande gewesen wären. Mancher, den die Seefahrten gestärkt und hart gemacht, wäre nicht so weit gekommen. Auch glaube sie mir nur, wir Seeleute fürchten uns nicht vor dem Tode, und wenn ihr Bräutigam im Wasser stirbt, so stirbt er weit sanfter, als wenn er sich auf dem Krankenbette plagt.

Antonie verließ diesen schrecklichen Mann mit seinem schrecklichen Trost. Sie stellte sich ihrem Bräutigam schon im Geist im Wasser sanft gestorben vor, und weinte mehr als vorher. Sie klagte jetzt einer ihrer Freundinnen ihr Leid, erzählte ihr, was der Schiffer gesagt, und diese machte sehr weislich den Schluß, man müsse Lippolten auf ein oder die andere Art dahin zu bringen suchen, daß er den Schiffer um die Entlassung angienge, und wenn Güte nichts fruchtete, und Zureden nichts wirkte, so müsse man List und Gewalt zu Hülfe nehmen.

Die erstern wurden beide fruchtlos angewandt Lippolt war unbeweglich, und nun entdeckte An-

toniens Freundin ihr, daß sie beschlossen habe, eine nächtliche Erscheinung sollte das bewerkstelligen, was alle andere Mittel zuwege zu bringen nicht vermögten. Sie bewies ihr, wie leicht das menschliche Gemüth von dergleichen sich einnehmen lasse, durch verschiedene von ihr schon angestellte, und gut ausgeschlagene Beispiele.

Es war aber das bei Antonien nicht einmal nöthig. Jedes Mittel war ihr willkommen, und wäre es noch viel bizarrer gewesen. Sie willigte also gern ein, und ihre Freundin, die etwas von der natürlichen Magie verstand, machte in Lippolts Abwesenheit in dessen Zimmer alle erforderliche Anstalten.

Es war gerade zwölf Uhr, als Lippolt durch ein heftiges Gepolter aus dem ersten Schlafe geweckt wurde. Er rief: Wer da? und die Antwort war, daß auf einmal das ganze Zimmer hell, wie im Feuer stand. Jetzt sah er sich um, und unerschrocken, wie er war, sagte er: Ich werde doch sehen, was das für ein Ende nehmen wird.

Eine dumpfe Stimme brüllte ihm nun die Worte zu: Bleib bei Antonien, oder du wirst auf dieser Reise umkommen!

So sterbe ich in meinem Beruf, war Lippolts ganze Antwort, nach welcher er sich auf die andere Seite drehete.

Jetzt verzweifelte Antoniens Freundin selbst.

Antonie weinte die ganze Nacht durch, und als am andern Morgen Lippolt nichts von dem Vorfalle erwähnte, vielmehr alle Beredsamkeit anwandte, um ihr seine Zurückkunft so gewiß und leicht darzustellen, daß sie wohl beruhigt seyn könnte, so nahm sie sich auch vor, sich ihrem unglücklichen Schicksale zu überlassen, und geduldig die Zeit der aufgehenden Sonne nach dieser finsteren Nacht zu erwarten.

Bald näherte sich mit fliegenden Schritten die Stunde des Abschieds, der rührend war, daß er auf Lippolt mehr wirkte, als alle Erscheinungen thun konnten. Antoniens Kummer hatte sie bleich gefärbt, und die Trennung brachte sie dem Tode nahe. Ihre klägliche Gestalt, ihr Händeringen, ihr halbgebrochenes Lebewohl blieb vor ihm.

In seinen ersten Ruhestunden gesellte sich im Traume zu diesem Allen die Erinnerung jener Erscheinung, und das, was damals nicht einen Augenblick auf ihn wirken konnte, wirkte jetzt schrecklicher, als daß er es hätte ertragen können. Er raffte sich auf von seinem Lager, und das beruhigte ihn in etwas. Die See war spiegelhelle. Die Luft still wie die Ruhe.

Es ist nichts, sagte er zu sich, und blickte in die Wasserfläche. Er sah Antoniens sterbendes Bild darin. Es ist doch etwas, wiederholte er dann, und seufzte. Ruhig schlafen konnte er trotz seiner Standhaftigkeit im Wegdenken aller übeln

Bilder nicht. Er zwang sich daher zum Wachen, und ängstliche Viertelstunden, in denen die Müdigkeit über seine Kräfte siegte, erhielten die Natur nur in ihrer Ordnung.

So bald die See stürmisch wurde, war es ihm viel unerträglicher. Der Tod, den er nie gefürchtet, stand schreckenvoll vor ihm. Mitten in der finstersten Nacht sah er oft Alles um sich her erleuchtet, und nicht selten gieng seine Einbildungskraft so weit, daß jene hohle Schreckensstimme ihm die ausgesprochenen Worte wieder in die Ohren donnerte.

Zwischen diesen Besorgnissen allen langte er indessen am Orte seiner Bestimmung an, und wieder auf dem Lande zu seyn, gab ihm ein wenig Ruhe und Trost.

Er sah Menschen, sah glückliche Menschen, sah liebe zufriedene Weiber, und dachte sich Antonien die Seinige. Die Grillen ihrer Krankheit, und daß diese sie vielleicht aufgerieben, verschwanden nach und nach.

Jetzt dachte er darauf, wie er wieder zu Antonien zurückkommen wollte. Vor der Seereise schauderte er zurück. Er überlegte also, wie es mit der Landreise zu machen wäre. Sie war weitläufig und beschwerlich, doch aber immer besser, als sich der Gefahr auf's Neue aussetzen.

Indem er mit diesem ersten Entschluß schwanger gieng, kam er von ohngefähr an den Haven,

und fand ein Schiff nach dem Orte, wo Antonie sich aufhielt, segelfertig. Der Wind blies herrlich, und der Schiffer hatte die Aussicht in drei bis vier Tagen an Ort und Stelle zu seyn.

Lippolt wurde aufmerksam darauf. Vielleicht ein Wink, sagte er bei sich, um desto eher der lieben Traurigen Freude zu machen. Zu Lande war die Reise unter sechs Wochen nicht zu thun. Hier vielleicht in vier Tagen. Weg war alle Angst, weg alle Grillen. Die Einbildungskraft stellte ihn schon in Antoniens-Wohnung an ihren Hals, in ihren Armen. Er schloß den Handel, und nach vier Stunden war er schon eingeschifft, und unter Segel.

Die Reise gieng bis über die Hälfte des Weges sehr glücklich von statten. Schon am dritten Tage sah man der Hoffnung entgegen, den andern Tag an Ort und Stelle zu landen. Aber in der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Die Wogen thürmten sich wie Berge, und schienen mit einander zu kämpfen. Der Wind heulte von mehreren Seiten, und schlug Wirbel um das Schiff her. Lippolt schlief einen sanften Schlaf, als man ihn weckte. Er erschrack, als ob der Tod ihm schon auf der Zunge wäre. Er fuhr auf das gehörte Wort: Sturm, hinaus, und fiel ohnmächtig nieder, als er sah, daß der Wind widrig war.

Man hatte Mühe, ihn zu sich selbst zu bringen. Als er wieder munter wurde, wachte der

Seemann in ihm auf. Er schämte sich seiner Schwäche, legte rasch die Hand an die Arbeit, und hatte einige Zeit Ruhe.

Der Sturm legte sich ein wenig. Lippolt stand am Steuerruder, und dachte über sein Schicksal nach. Er warf sich's bitter vor, daß er die Seereise unternommen, und nicht seinem Vorsatze gefolgt, zu Lande zu reisen. Auf einmal standen sie Alle vor ihm, die Auftritte, die er auf der vorigen Reise gehabt. Auch gesellte sich zu dieser schrecklichen Erinnerung das Bild seines Abschieds von Antonien, nnd das Gesicht jener Nacht. Fürchterlich trugen Alle dazu bei, ihn auf den äußersten Grad, fast zur Verzweiflung, zu beunruhigen.

Er weinte wie ein Kind. Aber bald versiegten seine Thränen. Trocken braunte es ihm im Gehirn, und das stöhrte seine Vernunft. Er sprach wie ein Wahnsinniger.

Indessen nahm der Sturm zu, und wurde so heftig, daß man an der Rettung des Schiffes verzweifelte. Man mußte das Steuerruder den Wogen überlassen, und die Gefahr, auf Klippen getrieben zu werden, wuchs mit jeder Minute. Jetzt trat Lippolt unter Allen auf, und gab sich als die Ursache dieses schrecklichen Zustandes an.

Meinetwegen, sagte er, muß das Schiff untergehen. Man hat mir prophezeit, ich sollte auf der See umkommen, ehe ich Antonien wieder sehe.

Ein Nachtgesicht hat mir es gesagt. Ich — ich allein bin Schuld, daß wir verderben.

Der Schiffer ein vernünftiger Mann, suchte ihm Alles auszureden. Aber die Matrosen, leicht abergläubisch, gaben ihm Beifall. Sie ließen sich von ihm die ganze Geschichte weitläufig erzählen. Wie sie Alles genau gehört hatten, sagten sie, er habe allerdings Unrecht. Er hätte sollen auf diese Ermahnung von Oben herab zurückbleiben. Der Himmel ließe nicht mit sich spotten. Sie wüßten ihm es schlechten Dank, daß sie um seinetwillen den Tod in den Wellen so früh sterben sollten. Indessen wollten sie als Menschen und Brüder mit ihm aushalten. Er wäre zu bedauern, aber sie doch immer noch weit mehr.

Diese Unterredung endigte es vollends mit Lippolts Verstande. Ruhiger dachte er indessen nach. Du sollst das Unglück so vieler machen. Ist denn keine Möglichkeit das zu ändern? Wie, wenn du dich freiwillig dem Tode in den Wellen übergäbest, da für dich keine Rettung ist, Antonie ist ohnedem schon vorausgegangen, gewiß schon vorausgegangen, denn sie war schon halb Leiche, als ich sie verließ.

Er flüsterte einigen seiner Kameraden in's Ohr: Ich werde ein Mittel treffen, ich werde euch retten. Sie merkten, was er wollte, keiner aber getrauete sich, ihm das auszureden. Sie hielten das Mittel ihm so gut eingegeben, als ihm die Er-

scheinung geschehen war, und sie nahmen sich nur sorgfältig in Acht, daß der Schiffer nichts gewahr wurde, der gewiß Gegenanstalten gemacht haben würde.

Die Nacht erschien, und mit ihr vermehrten sich die Schrecken der tobenden See. Alles war finster. Die Wogen schlugen schrecklich. Der Sturm heulte wüthend. Das Schiff wurde von einer Seite zur andern mit solcher Heftigkeit geschleudert, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, über Bord zu fallen. An keine Richtung des Schiffes war zu denken, man mußte es sich selbst überlassen, und sorgen, das Innere so viel möglich zu erhalten. Alles lief durch einander. Flüche und Gebete wechselten ab.

Lippolt hatte am Vordertheil des Schiffes in tiefen Gedanken gesessen. Der Schiffer, der ihn selbst nicht unterhalten konnte, hatte einigemal seinen Leuten aufgetragen, daß sie sich mit ihm abgeben, und ihn aufheitern sollten.

Allein sie hatten unter sich gesagt: Lassen wir den Träumer sitzen, vielleicht heckt er etwas Gutes für uns aus.

Lippolt fuhr plötzlich auf, und bat den Schiffer um Feder und Dinte. Er schrieb wohl eine Stunde. Hernach gesellte er sich unter die Uebrigen. Er gab einem von ihnen einen zusammengelegten Brief. Wenn ihr glücklich an Ort und Stelle kommt, sagte er, so gebt diesen Brief An=

toniens Vater. Ich habe seine Tochter gesehen. Sie ist todt. Dort auf jener Seehöhe, als ich am Bord saß, erschien sie mir in lichter, aber blutiger Gestalt, und winkte mir zu kommen. Ich werde gehen. Meint ihr nicht auch?

Alle schwiegen. Je mehr der Sturm zunahm, destomehr zitterten sie Alle für ihr Leben, und alle sahen ihn als die einzige nicht zu bezweifelnde Ursache dieses Unfalls an. Hätte etwas Lippolt zurückhalten können, so wäre es ihr Zureden gewesen.

Indessen träumte er noch auf dem Schiffe hin und wieder, sah, wie ein Wahnwitziger bald seine Kameraden, bald die See an, und stöhnte einigemal herzbrechend den Namen Antonie heraus.

Er näherte sich noch einmal dem Steuermann. Meine Angst nimmt zu, sagte er, ich muß fort, oder ihr seyd Alle verloren. Die Natur kam seiner Entschlossenheit zu Hilfe. Die Wellen schlugen so unbändig, daß er oft von einer Seite zur andern geworfen wurde.

Es will mich hinunter haben, es will mich hinunter haben, schrie er fürchterlich. Ich komme, Antonie, ich komme — und wie eben der Schiffer zuspringen wollte, um ihn zu retten, stürzte er sich in die Wellen hinab, die den Armen von Angst, Leben und Hoffnungen trennten.

Der Brief, der Alles das enthielt, was hier gesagt ist, in welchem er Antoniens gewissen Tod behauptete, kam an seiner Statt an Ort und

Stelle an. Antonie lebte, allein diese Nachricht konnte sie nicht lange überleben. Unter bittern Vorwürfen gegen ihre Freundin, die ihr den unseligen Schritt gerathen hatte, der Lippolts Tod war, starb sie, nur bei halben Verstande.

Indessen gab es doch Leute genug, die behaupteten, die Erscheinung wäre wahr, und richtig gewesen, und die ein Wunder in allem dem suchten, was ganz natürlich zugegangen.

Moretin.

Diese traurige Geschichte ist aus einem französischen Memoire genommen, welches von den unglücklichen Opfern des französischen Finanzgeistes erzählt, welche unter Ludwig XV., den sogenannten Vielgeliebten, der Habsucht, Grausamkeit und Unmenschlichkeit seines Generalkontrolleurs geopfert worden. l'Abbe Terrai, so hieß dieser Teufel, bewies es Ludwig XVI. nach Ableben des alten Königs, daß er der königl. Kasse einen Profit von 180 Millionen verschafft habe. Er hätte verdient, daß ihm nach gemachter Rechnung der Kopf vor die Füße gelegt würde, aber der Mann, der durch seine Spekulation 2350 Bankerotte, und 213 Selbstmorde im Lande verursacht hatte, fiel bloß in allerhöchste Ungnade, und bekam Zeit und Bequemlichkeit, bei den Millionen, die er in seine eigene Kasse zusammen finanzirt hatte, sich in's Fäustchen zu lachen, und in sorgenloser Ruhe zu schwelgen.

Wäre der Stoff, den ich hier wählte, weniger rührend und schrecklich, so würde ich es nicht der Mühe werth geglaubt haben, mit einer französischen Olimsgeschichte, heutigen deutschen Lesern unter die

Augen zu treten, so passend diese Geschichte auch zu den Nuancen heutiger Staatsrevolutionen anerkannt werden möchte.

Jean Moretin diente durch 18 Jahre in einem der Aemter, welche im J. 1771 vom Generalkontrolleur abgeschafft wurden. Unermüdeter Fleiß, ordentliches Leben und gute Freunde rückten Moretin von Posten zu Posten. Er stand sich schon auf seine 6000 Livres, die er als eine Gnade Gottes ansah, seine 16 Kinder zu ernähren, davon 12 noch kein Brod außer dem Hause suchen konnten. Jedermann gab dem kinderreichen Vater das Zeugniß bewährter Rechtschaffenheit. Im Zirkel seiner Familie genoß er Vergnügen, die nur Väter seines Gleichen zu begreifen fähig sind. Für jede am Abend mit zu Bette getragene Sorge im väterlichen Herzen, spiegelten ihm die Kleinen beim Morgengruß tausend erquickende Hoffnungen vor, wenn sie um sein Bett versammelt, die Größeren sich an seine Arme hingen, und die Kleinen auf ihn hinaufkrochen, und um die Wette seine Wangen mit Küssen überhäuften. Mit Dankthränen im Auge sahen sich da Vater und Mutter an, und priesen den Himmel, wo vielleicht manche Eltern über seine Fügungen murrten.

Terrai hatte die Vollmacht, Aemter zu errichten und zu reduziren. Moretin traf einer der Schläge, das Amt, wo er diente, wurde reduzirt, und eine Familie von 18 Personen war ohne Brod. Und

wären sie alle an einem Tage vor Hunger gestorben, so war das bei dieser Revolutionszeit eine Kleinigkeit, von der man am zweiten Tag nicht mehr gesprochen hätte; man hatte sich wichtigere Dinge zu erzählen. Zum Beispiel, daß Madame du Barri nicht mehr jährlich 30000, sondern 720000 Livres Pension erhalte. Daß die Baronne de la Garde (Terrai's öffentliche Maitresse) eine goldene Toilette ohne Geichen bestellt habe; daß der Herzog Choiseul, der bisher in Versailles alle Sonntage offene Tafel mit 109 Gedecken gehalten hatte, dermaliger Umstände wegen diese Repas eingestellt habe; daß die Vermählung des Dauphins nun herannahe, nnd dabei sämmtliche Feuerwerke, Bälle, Illuminationen, Schauspiele, Mahlzeiten ꝛc. zwanzig Millionen kosten würden. Dies und dergleichen mehr beschäftigte den Adel, den Kriegerstand, und selbst den gedrückten Bürger, der fruchtlos seine Noth, sein Unglück, und seinen Fall bejammerte, man zuckte über so was Alltägliches nur leichthin die Achseln, und fiel hurtig auf einen andern Gegenstand.

Moretin gieng nun mit seiner Frau zu Rath, wie man ohne einen Heller Einkünfte 16 Kinder ernähren und versorgen könne. Erübrigt hatten sie Nichts, so sparsam sie auch lebten. Ihre reichsten Verwandten waren nicht vermögend, eine so starke Familie zu unterstützen. Um nicht gerade zu dem Bettelstabe zu greifen, wurde beschlossen,

her einen Fußfall bei dem König zu wagen, und sein Herz durch dringende Vorstellungen eines unglücklichen Vaters mit 16 Kindern zu rühren. Wer bis an den König oder den Minister sich bringen wollte, mußte an der Dubarri vorbeikriechen. Moretin ließ sich bei dieser theuern Wonnegeberin melden.

Dubarri. Eh bien, was ist das Wichtige, das Sie sich einbilden, mir sagen zu können?

Moretin. Ich bin Vater von 16 Kindern, das Amt, wo ich 18 Jahre mit Ehren diente, ist reduzirt, — und nun sind Madame die Erste, wo ich um Brod bettle.

Dubarri. Aber Leute, ihr, warum überlauft ihr mich? Die Reduktionen sind stark, aber nöthig, der König selbst kann da nicht helfen, was wollt ihr bei mir?

Moretin. Gott weiß, was Alles jetzt nöthig ist, aber Madame, wenn Sie wollen, so kann mir geholfen werden. Unterscheiden Sie einen so bedrängten Vater von andern Unglücklichen — denken Sie, 16 brodlose Kinder — helfen Sie mir!

Dubarri. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen, soll wegen Ihnen das Amt wieder errichtet werden, soll der König Ihnen zu Liebe eine Ersparniß von einer halben Million fahren lassen, jetzt, wo ihm die Ersparniß einiger hundert Livres wichtig wird?

Moretin. Nicht so, Madame! nur anderes

Unterkommen, über meine Fähigkeiten habe ich die besten Zeugnisse.

Dubarri. Ich kann wahrhaftig nichts thun. Gehen Sie! —

Moretin. Madame sprechen oder schreiben ein günstiges Wort für mich an den Herrn Abbè — und ich bin geborgen.

Dubarri. O mein Erlöser! — Wie das Zeug' plagt und nicht aufhören will!

Moretin. So ist also mein Urtheil unwiderruflich?

Dubarri (ihm den Rücken kehrend und ans Fenster gehend). Ja, ja, damit Sie nur gehen.

Moretin verließ eiligst ihr Palais, um zur Dauphine zu eilen. Diese gütige Prinzessin versprach seinetwegen mit dem Kontrolleur zu reden. Moretin, der dies Versprechen auch nur für ein Abfertigungskompliment nahm, bat, ihn nur mit einigen Zeilen von ihrer Hand zu versehen, um sie dem Minister zu überbringen. Sie schrieb, und versprach nochmals, sich auch mündlich für ihn zu verwenden. Moretin bekam durch der Prinzessin Adresse Zutritt in des Ministers Kabinet.

Terrai (ihm den Brief aus der Hand nehmend). Wer sind Sie?

Moretin. Euer Excellenz werden Alles in diesem Briefe finden.

Terrai (das Billet auf den Tisch schleudernd). Es geht nicht! es geht nicht! — Freund, laßt mich

mit Ruhe — ich habe keinen müssigen Augenblick.

Moretin. Erbarmen Sie sich sechszehn armer Kinder!

Terrai. Es ist nicht möglich zu helfen — nicht wahr, Ihr saht das ganze Zimmer voll Menschen, die Hülfe suchen? Gott im Himmel! sie verstehen es nicht, die guten Leute, man kann nicht helfen, nicht möglich.

Moretin. Aber, was soll ich mit so vielen Kindern anfangen, soll ich sie erwürgen?

Terrai (unwillig). Vielleicht würden Sie ihnen einen Gefallen damit erweisen.

Moretin. Unmensch! Teufel! der Maitresse des Königs bezahlst du die Protektion mit Summen, die uns arme Bürger decken könnten, deiner Buhlerin sogar stellst du Gold unter's Bett, den König betrügst du um die Wohlfahrt des Landes, um das Leben so Vieler in Verzweiflung gestürzter Unterthanen. Der Fluch, der meine Seele trifft, treffe auch dich! —

Er eilte fort. Zwei Tage vermißten ihn die Seinigen zu Hause. Da es durch einige Monate schon zur Gewohnheit geworden, täglich haufenweise an die Ufer der Seine zu gehen, um dort zu sehen, wie viele todte Körper der Fluß ausgeworfen, gieng Frau Moretin mit ihren Kindern, von schrecklichen Ahnungen getrieben, hin. Sie erblickten einen Haufen Menschen, und hörten, daß

man um einen ausgeworfenen Leichnam stünde, den man wegen zertrümmertem Gesichte und aufgeschnittenem Halse nicht erkennen konnte. Sie drangen ernstlich hinzu, und mit einem Schrei stürzten Mutter und Kinder auf den Körper hin, so daß man einige von ihnen ohnmächtig hinwegtrug. Jedermann gestand, so eine Scene des Entsetzens noch nie gesehen zu haben. Der jüngste Sohn, ein Kind von 9 Jahren, spielte bei diesem Trauerstück die Hauptrolle. Er hieng sich an den Hals seiner Mutter, und küßte seine Geschwister eines nach dem andern, dann frug er: „Wer unter euch liebte euern Vater am meisten?“ Eins überschrie das Andere. Stille, rief dieser, ich will es euch beweisen, daß ich unsern Vater am Meisten liebte! und schnell, wie ein Pfeil, rannte er tiefer in's Ufer, überlief Flöße zu Flöße, bis er endlich an den allerletzten mit einem weiten Sprung in die Wellen platschte und keine Rettung zu ereilen war.

Dieser Vorfall kam dem König zu Ohren; die unglückliche Wittwe mit ihren Kindern erhielt eine kleine Pension; aber bald stürzte sie der Gram in's Grab. Man hofft, daß die Kinder einige Wohlthäter gefunden haben.

Wilhelm Minton.

Der Mann, dessen sonderbare Entschlossenheit hier erzählt wird, lebte in Irland. Es kann seyn, daß seine Geschichte unter andern Rubriken bekannt, und auf andere Art erzählt worden ist, allein dieses soll nach einem authentisch scheinenden Berichte der wahre Vorfall seyn.

Wilhelm Minton hatte von seinem Vater ein ziemlich großes Vermögen geerbt. Dieser hatte ihn besonders gelehrt, dem Nächsten wohlthun, sey die erste Pflicht der Menschheit. Seine Denkungsart war, man müsse Keinem eine Wohlthat abschlagen, wenn man nicht überzeugt wäre, er verdiene sie nicht.

Seine zweite Tugend war Gastfreiheit. Jeder Freund war ihm willkommen, mit jedem theilte er seinen Bissen, und sein Wahlspruch war: Der Mensch lebe nicht, der nicht fähig sey, Andern ihr Leben zu versüßen und zu ihrem Glücke beizutragen. Wer das wahre Gefühl der Menschheit hätte und nicht im Stande wäre, diese Tugenden auszuüben, der müsse aus der Welt gehen.

Unter diesen immerwährenden Predigten war Minton auferzogen. Aber mit den ihm beige-

brachten Grundsätzen waren die Klugheitsregeln nicht verbunden gewesen, die der Vater doch selbst in seinem Wirkungskreise in Ausübung brachte, und das war der Grund von dem, was Miuton, nachdem er eine Reihe von Jahren als eigener Herr gelebt hatte, wahrnahm.

In diesen Jahren stand seine nicht unansehnliche Kasse jedem Bedrückten offen. Es war sehr leicht, einen Wohlthätigen zu überzeugen, daß man seiner Wohlthat nicht unwerth sey. Es gehörte wenig Redekunst dazu, ihm Schilderungen von gehabten Unglücksfällen zu malen. Miuton glaubte nur gar zu leicht, und gab nur gar zu leicht. Er schenkte dem, der geschenkt haben wollte, borgte dem, der ihn um ein Darlehen ansprach.

Die ganze Welt hielt Miuton für einen Thoren. Die Weiseren, die nicht in seine Begriffe eindringen konnten, weil er sich nur immer mit Handeln, nie mit Demonstriren beschäftigte, zogen sich von ihm zurück, weil sie keinen Antheil an seinem Ruhme haben wollten, und sich der inneren Vorwürfe darüber schämten. Also umgab ihn ein Schwarm von Heuchlern, die sich Alle gegen ihn als Kinder des Lichts verhüllten.

Nie war es Miuton eingefallen, sich nach dem Charakter seiner täglichen Gesellschaft näher zu erkundigen, und nie war auch wohl eine Gesellschaft untereinander einiger gewesen, sich nicht zu verrathen, weil alle gleichen Nutzen hatten, Alle eines Gegenstan-

des bedürften, und Alle fanden, daß es wohl möglich wäre, daß ihm über etwas die Augen öffnen, ihn ganz in's Licht bringen könnte. Die träge Schläfrigkeit, in welcher er vegetirte, war ihnen also zu erhalten gemeinschaftliche Nothwendigkeit.

In der That war diese auch zu bewundern. Minton lebte in diesem ewigen Einerlei, ohne es müde zu werden, ohne einmal den Wunsch in sich gefühlt zu haben, sich daraus zu erheben. Es behagte ihm sehr wohl, wenn bei seinem Aufstehen schon einer seiner Freunde zugegen war, dem er auch ohne Rücksicht auf sich selbst, oder das, was er sich schuldig, seine ganze Aufmerksamkeit widmete, wenn er ihn auch noch so fade unterhalten hatte, für seine Unterhaltung dankte, und wenn er es bedurfte, für den Verlust der Zeit, die er vielleicht hätte besser anwenden können, noch beschenkte. So verließ man ihn den ganzen Tag nicht. Alle seine Lustbarkeiten theilte Einer seiner Rotte, oder Mehrere mit ihm.

Allein sie waren auch Alle vorsichtig genug, sich nicht das Ansehen zu geben, als ob sie ihn im Zwange halten wollten. Von seiner Thüre wurde Niemand abgewiesen, und so floßen seine Wohlthaten noch so ziemlich im Gleichgewicht mit Betrügern, den wirklich Unglücklichen zu. Nur, wenn sich manchmal ein ehrlicher Mann näherte, der ihn gar zu gern aus dem verderblichen Labyrinth herausgerissen und ihm vorgestellt hätte, daß er sich

so die Freude für die Zukunft benähme, der gieng verdrießlich von ihm. Ihm wurde zur Antwort, daß die Zukunft außer seiner Sphäre läge, daß er da sey, sich auf's Gegenwärtige einzuschränken.

Das Urtheil der Welt war, man würde Minton einst noch in den elendesten Umständen sehen, wo die Hülfe der Maulfreunde ihm versagt werden und er es bereuen würde, so gehandelt zu haben.

Viele Jahre war Minton nicht der Gedanke eingefallen, daß sein Geld ein Ende nehmen könnte. Jetzt fieng dieser Fall sich an zu zeigen. Minton's Kasse war erschöpft, aber er hatte Häuser, Güter, Gärten. Seine Gesellschafter merkten kaum seinen Geldmangel, als sie es so zu anzufangen wußten, daß man ihm große Summen antrug, natürlich Hypotheken verlangte. Um ihm dies nicht unbillig finden zu lassen, do er ohne Hypotheken borgte, stellte man ihm die Darleiher als Leute in öffentlichen Kassen vor, die sie mit den Obligationen belegen müßten. Minton war froh, seinen Geldkasten wieder gefüllt zu sehen, und wieder Gutes zu thun. Aber jetzt wurde dieser immer schneller leer, denn anstatt Zinsen einzunehmen, mußte er zahlen. Die Gläubiger wollten ihr Geld. Minton fand nichts billiger. Obgleich ihn Niemand bezahlte, so fiel es ihm doch nicht ein, Jemanden zu mahnen. Er verkaufte Güter, Gärten, Häuser, Eins nach dem Andern, zahlte und lebte auf die vorige Weise von dem Ueberreste fort.

Man lachte ihn theils aus, theils frug man sich: Werden denn Miuton's Augen sich nie öffnen? Wird er seinen gänzlichen Fall abwarten, ohne zur Vernunft zu kommen, und sich wenigstens in Etwas einzuschränken? Man bedauerte ihn auch wohl als einen gutherzigen Narren.

Miuton wußte von allem dem, allein es rührte ihn nicht. Er hatte noch immer zu geben gehabt. Er hatte wirklich noch ein kleines, sehr artiges Landgütchen, und einen ziemlichen Kasten voll Geld. Es behagt mir, sagte er zu sich selbst, daß die ganze Welt sich über mich aufhält, und doch Alle kommen, meine Hülfe zu suchen. Wenn ihm einmal ein Gedanke an Mangel aufstieß, so fielen ihm die Summen ein, die er ausstehen hatte, und er zweifelte gar nicht, daß alle diese Schuldner ihm von sich selbst das Dargeliehene wiederbringen würden.

Er lebte also in seiner Behaglichkeit, immer gebend, nie denkend, fort, bis der Kasten ausgeleeret, und ihm nun nichts mehr, als sein Gut übrig war, und er legte sich, als er gerade die letzte Handvoll Geld verschenkte, eben so ruhig nieder, als er gethan, wie der Kasten noch voll war.

Den andern Morgen dünkte es ihm doch nothwendig, für etwas Münze zu sorgen, weil ihm Unglückliche aufstoßen könnten, denen er sonst seine Hülfe versagen müßte. Er schickte also zu einem von den billigsten Wucherern, von dem er schon

oft Geld genommen hatte. Dieser erschien auch, und wurde um fünfhundert Pfund angesprochen.

Gern, sagte der dienstfertige Mann, will ich Ew. Herrlichkeit dienen, aber ich hab' es nicht, und wo ichs nehme, da will man Sicherheit. Sie haben ausstehende Kapitalien, geben Sie einige Verschreibungen.

Miuton. Ich habe keine.

Wucherer. Sie hätten keine, und worauf haben Sie denn ihr Geld ausgeliehen?

Miuton. Auf's Wort. Darauf muß man eigentlich jedem ehrlichen Mann borgen, wenn man kann. Bei Ihnen ist's eine Ausnahme.

Wucherer. Erlauben Sie mir, das ist die allerschlechteste Sicherheit. Wie hoch belaufen sich denn ihre ausstehende Posten?

Miuton. Ueber fünfzigtausend Pfund. Glauben Sie nun, mir leihen zu können?

Wucherer. Wenn ich Ihre Schuldner weiß, so will ich Ihnen Posten abkaufen.

Miuton. Sie sollen diese sogleich erfahren, allein ich nehme das nicht an. Sie könnten die Leute zur Unzeit drücken, und da wäre meine Hülfe Ihnen mehr schädlich, als nützlich gewesen. Sie werden mich schon bezahlen.

Miuton holte jetzt ein großes Buch, und las: Herrn Främish 2000 Pfund, detto 5000 Pfund, detto 200 Pfund. — Herrn Julimy 3000 Pfund, demselben zu einer Fabrik 15000 Pfund.

Wucherer. Der Mann hat in seinem Leben keine Fabrik gehabt.

Miuton. Weil Sie sie nicht gesehen haben — sie kann in einem andern Königreiche sich befinden.

Wucherer. Er ist aber, auf Ehre und Reputation, ein Bettler — hat Nichts.

Muiton. Das thut mir wahrhaftig leid, daß der Mann so heruntergekommen, man muß ihm wieder aufhelfen. — Nun, da dürfen wir also auf ihn nicht rechnen. Weiter — dem Esquire Mirlington 4000 Pfund. — Da lesen Sie selbst die Liste.

Der Wucherer las mit Verwunderung. Er sagte ganz trocken zu Miuton, daß, wenn Seine Herrlichkeit ihm alle diese Posten abtreten wollten, er sich nicht im Stande glaubte, 500 Pfund dafür anbieten zu können.

Dies fiel dem wohlthätigen Manne etwas auf. Er erbat sich nähere Erklärung darüber. Der Wucherer gab sie ihm durch die Versicherung, alle diese Herren wären Verschwender, hätten seine Wohlthaten gemißbraucht, und auf die lüderlichste Art die Summen durchgebracht.

Jetzt bot ihm Miuton die Hypothek auf sein Landgut an, und gegen einen einstweiligen Revers, dem die Hypothek in einigen Tagen folgen sollte, erhielt er die 500 Pfund.

Der Wucherer machte beim Abschiede noch die

Bemerkung, wie er 200 Pfund auf der Liste gefunden, die erst Gestern ausgeliehen wären, und warum Miuton sich des Seinigen beraubt, da er Heute selbst borgen müßte?

Wie können Sie nur so fragen, erwiederte Miuton. Nicht wahr, ich weiß mir Heute zu helfen, allein der Mann hätte sich nicht zu helfen gewußt.

Wucherer. Und wissen Sie denn, wo Ihr Geld hingekommen ist?

Miuton. Wahrscheinlich in seinen Nutzen verwendet, Schulden bezahlt, oder angelegt. Sich um die Anwendung bekümmern, wo man helfen will, das schmeckt mir gar zu sehr nach Eigennutz.

Wucherer. Ich bedauere Ew. Herrlichkeit. Ihr Geld ist in eine Bank geflogen, wo Ihr Schuldner die ganze Nacht Spiel, Wein und Liebe frequentirt hat.

Der Wucherer verließ Miuton aufmerksam auf seinen Zustand.

In dieser Laune trat ein Freund von ihm herein, der ihm noch ganz neu war. Wegen der vor Kurzem gemachten Bekanntschaft hatte er ihn noch um nichts ansprechen wollen. Allein der Zweck seiner Freundschaft war das; er hatte bedauert, daß er so spät zu diesem Phönix der Freigebigkeit gekommen, und beschloß, nun wo möglich sich am Letzten schadlos zu halten.

Er ließ also alle Werke, die er vorher aufgebauet, spielen. Er umarmte ihn erst, dann schien

er eine verdrießliche Laune zu bemerken, und sagte, der Wohlthäter der Menschheit müsse immer heiter seyn.

Er fieng darauf eine Predigt an, in der er ihn als den glücklichsten aller Menschen pries, seine Lage beneidete, und vom Ganzen auf's Detail kam, in welchem insbesondere das Glück, Besitzer des Landguts zu seyn, das er bewohnte, im höchsten Anschlag kam.

Freilich, sagte er, würde ich all' die vortrefflichen Vorzüge dieses Paradieses weit besser genießen als sie. Der Mensch lebt in verschiedenen Bestimmungen. Ihre Bestimmung ist, für die Menschheit zu leben, die meinige aber, die Welt für mich zu genießen. Das fühle ich, daß ich meine Bestimmung nie anders erfüllen kann, als wenn ich Besitzer dieses Guts werde. Sie können Ihrer Bestimmung in jedem andern Wohnorte Genüge thun. Ich kann mir nie schmeicheln, daß mein Wunsch in Erfüllung gehen wird, weil ich kein Vermögen habe. Hätte ich dieses, so würde ich Sie bitten, mir Ihr Gut zu ver— und sich ein anderes dagegen zu kaufen.

Er machte Herrn Miuton hierauf eine so reizende Schilderung der Einrichtung, die er auf dem Gute machen würde, der Veränderung in Gebäuden und Gärten vortrefflicher Anlagen und reizenden Genusses, daß Miuton entzückt über die Schil-

derung seines Freundes, selbst ausrief: Da haben Sie recht, so könnte man es genießen.

Nun folgte von Seiten des Begehrenden ein Vorschlag, nach dem es möglich schien, daß das Gut ohne einen Schilling Ankaufsgeld gekauft, und dennoch, wenn anders der Pacht leidlich gemacht würde, durch den Fleiß des Besitzers nicht allein verinteressirt, sondern auch nach und nach ganz bezahlt werden könnte.

In wenig Augenblicken hatte Miuton schon versprochen, er wolle darauf denken, ob er nicht der Bestimmung seines Freundes eine Ausführung verschaffen könne, und der verließ ihn seines Raubes schon ziemlich gewiß.

Diese Unterredung hatte nun zwar in Miuton das Andenken an die vorigen Zeiten ziemlich verdrängt, aber keinesweges ausgelöscht.

Er setzte dies bei Seite, um von jenen Licht zu erhalten, und entbot seine Schuldner zu verschiedenen Zeiten zu sich.

Er stellte einem Jedem vor, wie er ihn keineswegs rufen lassen, um ihn zu mahnen, sondern nur um zu wissen, ob ihm die Anwendung seiner Anleihe Nutzen geschafft, und ob er Hoffnung habe, mit der Zeit seines Kapitals wieder Herr zu werden.

Bejahend wurde ihm dieses von keinem Einzigen beantwortet. Alle brachen in Lobeserhebungen über seine Güte aus, Alle aber klagten zu gleicher

Zeit, daß das Glück ihnen so ganz den Rücken zugekehrt hätte, daß sie auch nicht einmal einen Rest übrig hätten, sondern in die elendeste Lage reduzirt wären.

Miuton kam auf die Art und Weise der Anlegung des Geldes, wovon er aber keine Rechenschaft verlangte, sondern nur wissen wollte, ob die ihm hinterbrachten Nachrichten von übler Anwendung, Verschwenden, und Spiel ihre Richtigkeit hätten?

Wer würde hierzu ja gesagt haben? Allgemeines Läugnen, allgemeines Betheuern, daß dem nicht so sey, Vorlegen falscher Berechnungen, wie nützlich man Alles anwenden wollen, und wie unglücklich der herrliche Vorsatz ausgeschlagen, brachten den glaubensreichen Miuton auf andere Gedanken. Er entließ sie Alle mit der Versicherung, daß ihre Schuld getilgt, er sie Heute noch in seinem Schuldbuche ausstreichen, und nie dessen gedenken würde.

Jeder hätte gern aufs Neue ihn um etwas angesprochen, und Mancher hätte es vielleicht wirklich gethan, wenn nicht einstimmig beschlossen worden wäre, diese Ausfälle bis auf die Zukunft zu versparen.

Ganz genau wußte Keiner, wie Miutons Umstände jetzt waren, auch wußte eigentlich Keiner, was der Andere von ihm hatte, denn Jeder hatte nach seinen Bedürfnissen verlangt und für sich erhalten.

Wie Miuton von allen diesen Patronen auf die billigste Art von der Welt, das heißt, unbezahlt, und ohne Hoffnung bezahlt zu werden, los war, verfiel er in folgendes Selbstgespräch:

„Also, Wilhelm, wärst du nun ungefähr am Ziel. Deinen Grundsätzen bist du treu geblieben. Du hast Keinen ohne Unterstützung gelassen, der dich darum gebeten. Hast du aber bei Allen untersucht, ob sie auch deiner Wohlthaten werth waren, und waren viele verschwendet?

Diese Frage, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, sollte dich wohl sehr drücken. Nein, Wilhelm, nichts weniger als das. Wie kann ein Mensch den Andern untersuchen? Wie kann ein Wurm wissen, was in andern Wurme ist? Was der Wurm von sich giebt, das kann der andre Wurm sehen, und darnach dessen Inneres beurtheilen. Haben die Menschen deine Wohlthaten unrecht angewandt, so laß sie das verantworten. Dich kann es nicht treffen, was sie verschulden.

„Mit dem Gewissen also bist du rein. Mit dem Gelde auch. Was hast du noch in der Welt zu thun? Nichts! Sagte oft dein Vater, wer Gefühl von Menschheit hätte, und nicht im Stande wäre, diese Tugenden auszuüben, der solle aus der Welt gehen? Ausüben kann ich diese Tugend nur noch einmal! Fühlen werd ich immer, wie traurig es ist, wenn ich nicht helfen kann!

Ueberdem hab ich Alles gethan, was ich thun

konnte. Ich bin also gewiß für diese Welt fertig, und vielleicht gerade reif für eine andere. Kein Mensch kann auf der Welt seyn, um zum Gespötte der schlechtern Geschöpfe seines gleichen zu dienen. Mach dich also fertig, Wilhelm, und geh!

Noch eins. Die reizende Schilderung, die dein neuer Freund dir gemacht, könntest du für dich anwenden, und ein ruhiges vergnügtes Leben führen. Du trenntest dich da von Allem ausser dir, und lebtest nur für dich allein.

Aber du nähmst einem Anderen sein Glück. Bei diesem Anderen ist es ausgemacht, er wird dadurch glücklich. Bei dir ist das der Fall nicht. Es ist nur zweifelhaft, ob du an eine andere Bestimmung gewöhnt, in dieser glücklich seyn wirst? Du kannst es nur hoffen, jener weis es. Weg also mit diesem Einwurf.«

Miuton war nun fest entschlossen, er wolle die Welt verlassen, wo er die Behaglichkeit nicht mehr fände, die er bisher gefunden hatte. Aber auch dies wollte er auf die behaglichste Art von der Welt thun. Es sollte kein so alltägliches unbedeutendes Fortschleichen seyn. Keiner seiner Freunde sollte sich darüber grämen, und keiner seiner Feinde sich freuen. Dem einen Theile wollte er als Freund, dem andern als große Seele nicht entziehen.

Er ließ ein Instrument aufsetzen, in dem er sein Gut dem Erbitter desselben schenkte. Er bat seine Freunde insgesammt auf den andern Tag

zum Mittagsmahl. Es war prächtig und kostete ihm hundert Pfund. Die übrigen vierhundert legte er im Golde auf eine Schüssel, die verdeckt blieb.

Er blieb während der ganzen Mahlzeit in der nämlichen aufgeräumten Laune, in welcher er die Gäste empfangen hatte. Man aß und trank mit außerordentlichem Appetit. Man trank wie sonst gewöhnlich auf die fortdauernde Gesundheit und Leben des Wohlthäters. Er lächelte, trank aber nicht, wie er sonst gewohnt war, zur Danksagung. Man glaubte, er habe es vergessen.

Wie die Tafel dem Aufheben nahe war, bat er Alle um einen Augenblick Gehör. Auf seinen Wink erfolgte die tiefste Stille.

Ich habe, fieng er jetzt zu reden an, Ihnen, meine Freunde, Heute auf Ihren Wunsch eines langen Lebens für mich nicht geantwortet. Ich konnte es nicht, weil der heutige Tag der letzte meines Lebens ist. —

Es wollte ein Gemurmel entstehen, allein er winkte, und es war stille.

— Ich war reich, und konnte dienen. Mein Vermögen ist zu Ende, und ich kann Niemanden behilflich mehr seyn. —

War es vorher stille gewesen, so wurde jetzt kein Laut gehört. Jeder überdachte in sich sein Unglück, und die Veränderung, die nun mit ihm vorgehen würde. Es lag sprechend auf den mei-

sten Gesichtern der Ausdruck: Was gehst du uns jetzt noch an?

Ich hatte mir vorgenommen gerade so lange zu leben, als ich das könnte. Meine Uhr ist abgelaufen, meine Säfte sind vertrocknet. Mein Trost ist die Hoffnung, daß ich Keinen unzufrieden zurücklasse. —

Er irrte. Sie waren es Alle, daß sie den schönen Vogel verlieren sollten, dem sie so fette Federn ausgerupft. Sie sahen Alle trübselig aus.

— Hier ist der Ueberrest meines Vermögens. Theilen sie Alle ihn unter sich. Wem könnte ich die Kleinigkeit wohl würdiger geben, als denen, die mich immer ihres Umgangs gewürdigt. —

Er deckte die Goldschüssel auf, und bat sie, sich darein zu theilen. Sie machten einige Umstände, um ihn aber nicht böse zu machen, thaten sie es endlich. Wie die Reihe an den Freund kam, der ihn früh um das Landgut gebeten, sagte er:

— Dieser Freund ist ausgenommen. Er hat noch nie etwas von mir erhalten. Ich will auch jezt ihm kein Geld geben. Aber ich will ihre Glückseligkeit wahr machen, mein Bester. Hier ist die Schenkung über mein Landhaus mit allem Zugehör. Sie sind von der Minute meines Todes an der Besitzer desselben, unter der von mir in der Schenkung gemachten Bedingung, daß sie meine Leute zeitlebens in ihren Diensten behalten. Sie haben nur fünfhundert Pf. Schulden zu bezahlen,

welches ohngefähr der dreissigste Theil vom Werthe desselben ist. —

Der erfreute Freund flog auf ihn zu und umarmte ihn. Aber man hörte nicht eine Sylbe, daß er ihn gebeten hätte, leben zu bleiben, und das Glück wenigstens mit ihm zu theilen. Alle Übrigen warfen neidische, zum Theil grimmige Blicke auf den Glücklichen. Er war ihnen in etwas zuvorgekommen, wozu sie das größere Recht zu haben glaubten. Er war Neuling in ihrem Zirkel und hatte sie übertroffen. Er hatte den Vorzug, daß er jetzt bekam, was sie größtentheils schon durch die Gurgel gejagt.

— Und nun, schloß Miuton seine Rede, bliebe mir hier nichts mehr zu thun übrig. Ihrem freundschaftlichen Andenken brauche ich mich nicht zu empfehlen, denn ich weis, sie werden mich nicht vergessen. Leben sie also Alle wohl. Trauern sie nicht um mich. —

Er ergriff hierauf ein Messer, welches während der ganzen Mahlzeit vor ihm gelegen, und es war Keiner, der Miene gemacht hätte, es ihm zu nehmen. Er that einen herzhaften Schnitt, wodurch die ganze Gurgel getrennt wurde, und fiel todt nieder.

Seine Bedienten, die er hinausgehen hieß, die aber durch ein Fenster die That mit angesehen, traten jetzt mit Thränen in den Augen herein. Sie machten den Anwesenden, besonders dem neuen Besitzer des Guts, bittere Vorwürfe über ihr Ver-

fahren mit ihrem Herrn, und über die Benützung seiner Schwäche. Aber der neue Herr von ihnen war ein feiner Kopf. Er hielt aus dem Stegreife eine Rede, daß er keinen schlechtern Streich kenne, als sich einer so beispiellosen entschlossenen Handlung zu widersetzen, daß der Tod Mintons seinem ganzen vorigen Leben die Krone aufsetze, und daß er auf jeden Fall mehr beneidens- als beklagenswerth wäre. Er führte dies mit so viel untermischten Lobsprüchen auf den Verstorbenen aus, daß sie sich besänftigten, und glaubten, er habe recht. Sie versprachen ihm Treue und Gehorsam.

Sie, meine Herren, aber, fuhr er zur Gesellschaft fort, werden sich wohl denken können, daß sie an mir keinen zweiten Minton finden. Ich muß mir also ihre fernere Gesellschaft verbitten. Ich bin weder reich, noch zur Wohlthätigkeit bestimmt. Ich bin außerordentlicher Egoist, und lebe blos mir und keinem Andern. Sollte mir es aber einfallen, meinem Vorgänger gleich zu handeln, so werde ich sie rufen lassen.

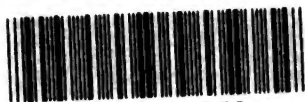
Was wollten die Herren thun? Sie nahmen stillschweigend ihren Abschied. Mintons Begräbniß wurde von seinem Nachfolger auf's Anständigste besorgt, der redlich Wort hielt, und sehr vergnügt auf seinem Landsitze lebte.

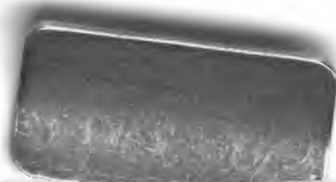
Dem Wucherer aber wollte er doch die fünfhundert Pf. nicht zahlen, er gränzte also nicht einmal an Mintons Ehrlichkeit geschweige denn

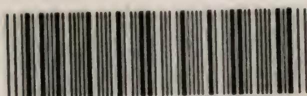
an seine übrigen Tugenden. Er würde vielleicht auch Recht behalten haben, wenn der Wucherer sich nicht auf Miutons Schuldbuch verlassen, und die Herren Schuldner angegangen wäre, ihm seinen Vorschuß zu ersetzen. Diese, die ohnedem auf des Gutsbesitzers Glück neidisch waren, beschworen alle die Worte Miutons, daß der Nachfolger den Wucherer bezahlen solle, und so kam dieser zu seinem Gelde.

„Miuton möchte wohl in keiner seiner Handlungen, so wie in seiner Denkungsart einen Nachfolger finden.“

Inhalt.


89106970650
b89106970650a




89106970650
B89106970650A